

1. gorm.
1905 u/14
Schlichtkrull

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Eine verlorene Seele.

Vierter Band.

Eine verlorene Seele.

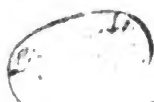
Roman

von

Aline von Schlichtkrull.

Vierter Band.

Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung. (E. Remer.)
1853.



Erstes Buch.



Kapitel I.

„Son regard était beau; mais qui la connaissait, pouvait y démêler l'anxiété de son âme. Tous ceux que la fête avait rassemblés, jetaient à ses pieds des branches de myrtes et de lauriers."

de Staël.

Mehr als ein Jahr war verstrichen, und mehr oder minder waren die Ereignisse, welche die letzten Seiten unseres Buches in Anspruch genommen haben, bereits der Vergessenheit übergeben, als in London das erste Concert einer Clavierspielerin stattfand, welche, wie es hieß, bis jetzt in Italien gelebt hatte. Sie nannte sich Alice Morven, und es ging ihr bereits ein Ruf voran, wie sich dessen nur wenige Künstler zu rühmen haben. Der Zeitpunkt für ihr Auftreten in London war günstig gewählt; man war im Anfange der Saison, wo das noch zerstreute Interesse sich leicht um den ersten anziehenden Punkt sammelt, der sich darbietet. Das Programm des Concertes war mit der größten Sorgfalt und Feinheit entworfen; es versprach dem Publi-

kum eine Reihe der ausgesuchtesten musikalischen Genüsse, und der Saal füllte sich dem zu Folge mit der Elite der Londoner Welt.

Die Virtuosin erschien, und das Publikum empfing sie mit der gespannten Erwartung, welche es immer empfindet und zeigt, wo es natürlich und unbefangen ist, und wo nicht jedes Individuum schon von vornherein blasirt sein zu müssen glaubt, um seine Kennerschaft an den Tag zu legen. In London kennt man nicht die impertinente Kritik bestochener Ignoranten; und das Publikum hat Natürlichkeit genug, um sich eines herzlichen Enthusiasmus nicht zu schämen. Die Erscheinung der Virtuosin machte einen Eindruck, den sie vielleicht kaum zu würdigen wußte; ihr Auftreten rief, was in London selten ist, eine lautlose Stille im Saale hervor. Tausende von Augen hafteten mit Spannung an ihrer zarten Gestalt, deren geknickte Schönheit von der Pracht des glänzenden, hellrothen Atlaskleides fast wie mit einem tragischen Spott umgeben war, — hafteten mit Interesse an ihrer blassen, gedankenvollen Stirn, welche ein wahrhaft königliches Diadem krönte — an ihren langen, blonden Locken, deren blendender Liebreiz all' den trügerischen Schimmer verdunkelte, der sie umgab und der nicht zu ihr zu gehören schien. Ein Murmeln der Sympathie lief

durch das Publikum — es war beinahe ein schmerzliches Murmeln. Diese Erscheinung war nicht die einer selbstbewußten, triumphgewohnten Künstlerin — es war der Ausdruck eines sturm- und arbeitgewohnten Geistes, einer Seele ohne Sonnenschein — ohne jenes blühende Leben, dessen Schein der Glanz von Diamanten und Prachtgewändern auch nicht auf einen Augenblick über sie zu verbreiten vermochte. Sie achtete nicht auf den Effect, den ihr Erscheinen machte. Ohne eine Bewegung jener Kokettterie, durch welche die meisten Künstler ihrem Talente eine Folie zu geben versuchen, nahm sie ihren Platz am Piano ein und ließ ihre Hände, deren vollendete Form Jeden entzückte, der sie zu erkennen vermochte, eine Fantasie eigner Composition hervorzaubern, deren schmerzlich wilde Schönheit mit ihrer großartigen, fast rauhen, aber reinen Leidenschaft, ähnlich den Poesien Ossian's, die Hörer in ein ehrfurchtsvolles Entzücken versetzte. Das viel verleumdete und viel mißbrauchte Piano, schon verrufen durch den Vorschub, den seine Construction so willig der unkünstlerischen Eitelkeit moderner Tastenjäger leistet, kam hier zu der ihm in der musikalischen Welt gebührenden Geltung; mit allen reichen Mitteln, die es in technischer und harmonischer Beziehung zu bieten vermag, diente es hier dem reinen Streben einer

geist= und kraftvollen Künstlerseele. Die junge Musikerin spielte mit technischer Vollendung; aber mehr als diese übermannte die Hörer die Freiheit, die Vergeistigung ihres Spiels, der großartige Wurf der Composition, das Erhabene der Gedanken. Nur einmal erinnerte man sich, eine Production von ähnlicher Macht auf dem Claviere gehört zu haben — von jenem St. Felix nämlich, der es verstanden hatte, dem Publikum in seinen Tonbildern die Geschicke einer Welt vor die Seele zu führen und es dann einen flüchtigen Blick durch Sonnenwolken hindurch in das Paradies thun zu lassen, wo der Duft von allen Erdenwonnen mit dem Lichtmeer, von dem die christliche Romantik träumt, zu einer licht= und liebeglühenden Mystik zusammenschmilzt. Alexiens Tonträume waren anders; aber es war ein verwandter Geist in ihnen. Sie hatten nicht diese Titanenkraft, aber dafür mehr ruhige Größe; sie hatten nicht diesen sinnverwirrenden Reiz, aber sie hatten mehr Reinheit. Alexia stand auf, und ein maßloses Entzücken trug ihren Namen in tausendstimmigem Wiederhall durch die weiten Räume des Saales. Ueber das Gesicht der jungen Künstlerin zog der Glanz einer flüchtigen Röthe; dann wandte sie sich weg und enteilte hastig durch die Thür, durch welche sie gekommen. Die nächsten Nummern des Concerts gingen

faſt unbeachtet unter dem Flüſtern, dem ſich nicht beruhigen wollenden Enthuſiasmus, der Erwartung ihres Wiedererſcheinens vorüber. Sie trat endlich auf's Neue vor und wurde mit einem endloſen Bravo empfangen. Es dauerte eine Weile, ehe ſie dazu kommen konnte, anzufangen; endlich, nachdem die Stille einigermaßen hergeſtellt war, trug ſie ein klaſſiſches Werk vor, welches, vermöge ihrer wundervollen Auffaſſung, ſeine Wirkung nicht verfehlte. Alexia verneigte ſich ſchnell, nachdem ſie geendet, und verließ den Saal; dieſe Bewegung, welche durch ihre Zartheit das Publikum noch mehr hinriß, vermehrte nur den Jubel; man rief ſie mit ſtürmiſchen Beifallsbezeugungen — man begehrte, ſie zu ſehen. Sie wollte ſich nicht zeigen, weil dieſer unmäßige Beifall ſie ängſtigte; man verſicherte ihr, daß kein Zögern helfen würde. Sie trat alſo hinaus, aber nicht allein; es geſchah an der Hand eines Mannes, der ihr Anfangs mit Widerſtreben, dann aber ruhig und augenſcheinlich ohne den mindeſten Anſpruch, bemerkt werden zu wollen, folgte.— Aber man ſah und kannte ihn — wer, der ihn einmal geſehen, hätte ihn nicht gekannt? — Der Name des Mannes, der, ſo lange er bekannt war, jenen allmächtigen Zauber ausgeübt hatte, welchen nur das Genie und ſonſt nichts auf Erden verleiht, brauſ'te vereint

mit dem der jungen Künstlerin sturmähnlich durch die Räume. Man klatschte, man winkte mit Tüchern, die Männer stiegen im Hintergrunde des Saales auf die Bänke, um besser zu sehen; der Lärm war furchtbar; es dauerte lange, ehe man nur so viel verstehen konnte, daß St. Felix etwas spielen solle. St. Felix wollte nicht und suchte einigen ihn umgebenden Künstlern das Unpassende eines solchen Impromptu zu beweisen; man versicherte ihm, wie vorhin Alexien, daß er das Londoner Publikum schlecht kenne, wenn er glaube, daß es sich beruhigen lasse. St. Felix trat endlich vor; er verbeugte sich, und es wurde still im Saale. Er sagte, daß er ein Notturno von Alice Morven spielen wolle, und gab dem Publikum eine dieser feinen, reizenden, geistreichen Compositionen, in welcher er keine Gelegenheit hatte, seine Meisterschaft anders zu zeigen, als in dem Verständniß und dem Hervorheben der geringsten Schönheiten der fremden Tonschöpfung. Das Publikum verstand die reizende Zartheit dieser Wahl und bewies es durch die Art und Weise seines Beifalls; in vielen Augen glänzten Thränen; dann verlangte man stürmisch, Alexien zu hören, aber in einer Composition von St. Felix. Alexia trat vor; das Programm nannte eine Dithyrambe von ihm, und athemlos lauschte die Menge. Alexia begann; es

war eine magische Veränderung mit ihr vorgegangen. Ueber ihr Piano gebeugt stand der Mann, den sie liebte, dessen schöpferischer Genius durch ihre Vermittelung zu der lauschenden Menge sprechen sollte — auf den die Hälfte dieses Triumphes fallen durfte, der sie beinahe erdrückte. Diese blasse Rose schien aufgeblüht; auf ihren Lippen schwebte ein Lächeln, und ihre kühnen Augen strahlten. Sie warf einen Blick auf das Publikum, einen zweiten auf St. Felix und durchstürmte dann mit schwellender Lust dies Tonmeer voll Schwärmerei und Schwelgerei — diesen Taumel bachantischer Lust, welchen er damals in Venedig auf's Papier geworfen, um die Verzweiflung, mit welcher seine Seele rang, zu übertäuben. Alexia erhob sich mit dem Bewußtsein, seiner Muse diesmal nicht unwürdig gedient zu haben; sie nahm St. Felix bei der Hand und verließ den Saal unter einem Schauer von Blumen und Lorbeerkränzen. Es dauerte eine Viertelstunde, ehe der Lärm im Saale allmälig aufzuhören begann. Man führte noch eine Orchesterpiece auf, aber kein Mensch achtete mehr auf dieselbe; Viele wurden im Gedränge ohnmächtig. Man rief fortwährend die beiden Künstler, und manche Haufen von Menschen standen wie Mauern, um noch einen Blick aufzufangen, falls sie wieder erscheinen sollten. Lord

Teevendale drängte sich durch, indem er den halb ohnmächtigen Parker am Arm hielt. Es ist Alexia Meyen! rief er mit Aufregung, es ist dieselbe, von der ich Ihnen sagte, daß ich sie in Venedig gekannt habe!

Kapitel II.

„Je sentis une larme d'Atala tomber sur mon sein. Orage du coeur, m'écriai-je, est-ce une goutte de votre pluie?“

Châteaubriand.

Aleria stand am Abend nach einem zweiten, wo möglich noch glänzenderen Concerte als das erste, in einem weißen Nachtkleide am Fenster ihres Schlafgemaches. Sie hatte eine Privatwohnung bezogen, deren hintere Fenster, was in London selten genug ist, in einen Garten hinaus gingen. Sie wartete auf St. Felix, welcher ein Hotel bewohnte und zu ihr so heimlich und vorsichtig kam, als ob er nicht schon ein ganzes Jahr lang mit ihr vermählt gewesen wäre. St. Felix wollte nicht für Aleriens Mann gelten. Er wollte ihre Triumphe nicht dadurch verkürzen, daß er durch Veröffentlichung seines Verhältnisses zu ihr den ihr darzubringenden Huldigungen eine Schranke setzte. Er nannte sie seine Schülerin, und sprach von ihr mit der Achtung eines Freundes und Bruders;

und, wunderbar genug, man verleumdete sie beide nicht. O Alexia! — dreimal glückliche Alexia! — Dich hat das Schicksal in der That mit dem Kranze gekrönt, den es nur seinen Lieblingen aufbewahrt! — Deine kühnsten Hoffnungen haben sich erfüllt. Umstrahlt von dem Schimmer künstlerischen Ruhms — in den Armen des Mannes, den Du liebst, den Du gerettet und glücklich gemacht hast, spottest Du all' der ohnmächtigen Schmerzen, welche Dich einst gedrückt haben. Dreimal glückliche Alexia! er liebt Dich! — Wenn er sein Glück mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt, so thut er's um Deinetwillen; vielleicht auch, um der neidischen Welt die Fülle seiner Befriedigung zu verbergen. Er ist glücklich; er lebt in Dir allein; kein Hauch hat die Reinheit dieser Liebe befleckt — kein unheiliger Gedanke hat dieser Leidenschaft die Weihe der Schönheit entrissen — keine Trivialität dieser wollüstig — reinen Schwärmerei die Glut und die Poesie geraubt! Seit ihm die Aufgabe ward, den Schlag Deines Herzens zu bewachen, hat er sich selbst vergessen; alle anderen Leidenschaften haben geschwiegen; er hat keinen Ehrgeiz mehr für sich; was er früher gefehlt, gelitten, gesündigt — er hat es Alles an Deinem Herzen vergessen. — Was ist es denn, was im Mondlicht auf Deiner Wange schimmert?

ist es ein Diamant, der aus Deinem Diadem gefallen? — ist es ein Thautropfen, einer Rose entglitten, mit welcher er Dein blondes Haar geschmückt? — O nein, es ist noch früh im Jahr; es giebt jetzt keine bethauten Rosen. Es ist eine Thräne. O Aleria, kannst Du noch weinen bei so viel Seligkeit? — Weg mit diesem verrätherischen Tropfen! — laß ihn denselben nicht sehen! tödte ihn nicht durch eine Ahnung, daß Du nicht glücklich bist — schweige und lächle, und laß ihn Dein wildes Herz zur Ruhe küssen; um Dich hat er keine Minute des Elends verdient. Und was kann Dir fehlen, reichbegabtes, reichbeglücktes Wesen? Kannst Du undankbar sein? — kannst Du Launen haben oder um Kleinigkeiten weinen? — Doch still mit diesen unbescheidenen Fragen! Aleria fährt mit ihrer weißen Hand über ihre schönen Augen und trocknet die Thränen weg; ein Schritt naht sich dem Zimmer, und St. Felix tritt ein. Sie wendet sich um und lächelt; sie wirft sich ihm an's Herz und drückt seine Hände an die Lippen. Das ist nicht die selige Ruhe des sichern Besitzes — das ist die Glut einer mühsam dem Schicksal abgerungenen Wonnestunde, das ist die stürmische Leidenschaft einer schuldbewußten Seele. St. Felix sieht es nicht. Wie könnte er bei ihr einen Gedanken an Schuld und Reue hegen?

Aleria, seine Aleria, seine Perle, seine Frau ist das Spiegelbild aller Vollkommenheit — Aleria ist rein wie der Himmel!

Wie schön Du heute warst! sagte er, indem er sich auf den Rand ihres Bettes setzte und sie an seine Seite zog, wie schön und wie bezaubernd! — O, wenn die bezauberte Welt es wüßte, um wieviel sie mich zu beneiden hat!

Und warum, Reginald, entgegnete Aleria, warum soll sie es denn nicht wissen? — warum machst Du ein Geheimniß daraus, daß wir verheirathet sind! — Mich ängstigen diese Huldigungen der Salons — diese glühenden Blicke — diese Liebessonnette. Kann Dir das Alles lieb sein?

Was hätte ich dabei zu fürchten? erwiderte St. Felir. Diese Art der Anbetung gehört zu den Triumphen einer Künstlerin. Lebe ich denn noch für etwas Anderes, als Dich glücklich und glänzend zu machen?

O, sagte Aleria mit leichtem Zittern, wir fordern zu kühn das Schicksal heraus, wir verheimlichen unser Band um eines kleinen Ehrgeizes willen. Wenn ich es je zerrissen sehen, wenn fremder Neid oder fremde Leidenschaft jemals unsere Liebe verleumden sollte —

Nimm diese weg! sagte St. Felir, indem er die Diamanten aus Aleriens Haaren entfernte und neben

sich auf's Bett warf — ich muß Dich ohne Schmuck und Schimmer sehen; ich hasse das Alles, wenn ich mit Dir allein bin. Sieh', Alexia, fuhr er dann fort, indem er ihre weißen Schultern küßte und mit ihren blonden Haaren spielte, wie in den ersten Tagen ihrer Liebe — eine solche Angst, eine solche Furcht kenne ich gar nicht, und Deine starke Seele dürfte sie nicht kennen. Wer von uns, meinst Du, hätte wohl den meisten Grund vor einem vergeltenden Schicksal zu beben? Dich befleckt kein Hauch eines bösen Gedankens; ich habe ein Leben voll wüster Leidenschaften hinter mir — ich habe manche Sünde abzubüßen. Ich also müßte billig zittern, wenn ich nicht wüßte, daß dem, der viel geliebt hat, auch viel vergeben wird. Um Deinetwillen Alexia ist mir vergeben; ich fühle, daß die ganze Last, welche mich einst gedrückt hat, hinter mir liegt, und glaube an den Tod nur noch mit Mühe, seit wir glücklich sind.

Alexia machte eine Bewegung, als ob sie St. Felix bitten wollte, zu schweigen; er bemerkte es nicht.

Glaube nicht, daß ich Dich täusche! fuhr er fort. Meinst Du nicht, daß, wenn ich anders fühlte, ich es Dir ebenfalls sagen würde? Unsere Liebe, Alexia, steht über der erbärmlichen Schonung gemeiner Neigungen. Wenn ich die Schlangen der Reue in mei-

nem Herzen fühlte, glaube mir, daß Du meine Hölle mit mir theilen müßtest, wie jetzt meinen Himmel und meinen Ruhm. Wäre es anders, so müßte ich Dich nicht lieben und Dir keine Liebe zutrauen. Das ist das Große in unserer Leidenschaft: wir sind auch geistig eins. So unmöglich es mir ist, einen Gedanken vor Dir zu verbergen, so unmöglich ist es, daß wir jemals, was uns auch treffen möge, dieses übersinnliche Entzücken verlieren, welches für mich Alles, sei es gemeinsames Elend, sei es Irrthum, sei es Tod, noch zu einer transcendentalen Wollust macht. Ich will nicht leben, ich will nicht leiden, ich will nicht sterben ohne Dich — das, Alexia, ist meine Liebe!

Kapitel III.

„I am expiring!
Smile they that can.“

Beaumont and Fletcher.

Aleria an den Herzog von Amundeville.

Sie haben von mir verlangt, daß ich von London aus an Sie schreiben soll; und ich erfülle Ihren Wunsch, obschon ich weiß, daß es Sie gereuen wird, denselben geäußert zu haben. Reginald ist glücklich; welche Wichtigkeit kann, was ich Ihnen noch weiter mittheilen könnte, für Sie haben? Ich habe, seit wir in London sind, bei überfüllten Häusern drei Concerte gegeben, und Reginald ist selig über meine Erfolge. Man vergöttert uns beinahe; Reginald selbst wird mehr, als sich beschreiben läßt, bestürmt, ein Concert zu geben; aber er sagt, daß er nicht mit mir rivalisiren wolle. Gearbeitet haben wir wenig, seit wir in London sind; wir sind zu sehr durch Alles, was der Tag uns bringt, in Anspruch genommen. Reginald überschätzt mich eben so sehr, wie alle übrigen Men-

schen. Es ist ein trauriges Ding um unsere Leidenschaft; wir waren beide nicht ganz ohne den Funken des schöpferischen Geistes — und wir werden bald nichts weiter mehr können, als uns lieben.

Aber der Londoner Boden brennt mir unter den Füßen, und ein Hauptgrund meines Schreibens an Sie ist, Sie zu bitten, Reginald zur baldigen Abreise von hier zu bewegen. Ich begreife nicht, wie Sie überhaupt zugeben konnten, daß wir hierher gingen; alle die Gründe, mit denen Sie mich zu beruhigen versucht haben, trösten mich heute so wenig, als sie es damals thaten. Das Schicksal gab Sie mir zum Vater. Was ich von einzelnen Ihrer Handlungen denke, hab' ich Ihnen nie verheimlicht; aber Sie haben die Liebe eines Vaters für Reginald — Sie haben auch Herz für mich. Lassen Sie mich denn vor Ihnen einmal mein Herz seiner Thränen entlasten! — vor Reginald kann ich es ja nicht; bei ihm, dem Glücklichen, bleibt mir keine Wahl, als ebenfalls glücklich zu scheinen. Aber glauben Sie, daß ich ruhig bin? — daß ich mein Haupt mit dem Frieden der Unschuld niederlegen — daß ich eine Stunde ohne die Furcht zubringen kann, ihn zu verlieren? Schelten Sie mich — nennen Sie mich feig und sentimental; raisonniren Sie mit Ihrer glatten Beredsamkeit meine Schmerzen

und Gewissensbisse hinweg! — ich will Ihnen im Staube dafür danken. Beneidenswerther Mann, der Sie so ruhig Ihre Zwecke verfolgen, und keine That scheuen und keine Reue kennen und nachher gut und liebreich gegen Jeden sein können, als wenn Sie niemals etwas Anderes gethan, als Wohlthaten ausgetheilt hätten — wie denken Sie, daß ich seit der Entdeckung lebe, daß wir unser Glück einer der gräßlichsten Machinationen danken, die jemals in Ihrem erfinderischen Kopfe entsprangen? Glauben Sie, daß die Visionen aufgehört haben, welche mir allnächtlich jene Unglückliche vorführten, die sich um seinetwillen ermordet hat? — Glauben Sie, daß ich in seinen Armen jemals vergessen kann, daß an seiner Stelle ein Unschuldiger im Kerker schmachtet, ein Unschuldiger, der noch dazu — seltsame Bizarrerie des Schicksals — mein erstes Ideal von Schönheit gewesen? — daß mir nicht fortwährend der Ruf in die Ohren gellt: der Zufall, der mich entdecken ließ, was er wissen müßte und was ich ihm verschweige, wird sich gräßlich an uns rächen!? — Was mich noch einigermaßen beruhigt, ist, daß man hier nicht mehr von jener Geschichte spricht, schon um den Herzog von Winstoun zu schonen, welcher, wie Sie selbst und vielleicht noch mehrere vornehme Personen, Interesse daran hatte, daß

die Sache schnell unterdrückt wurde. Auch habe ich nicht gewagt, mich darnach zu erkundigen, aus Furcht, etwas zu sagen oder zu thun, was ich bereuen könnte; aber die heimliche Pein meines Gewissens erdrückt mich, und das grauhaarige Gespenst der Furcht wirft ohne Aufhören auf mein scheinbar so glänzendes Loos seine bleichen Schatten. Und Reginald — o mein Gott, Reginald ist, nach Allem, was Sie ihm vorgespiegelt haben, so ruhig und glücklich, daß ich die Augen schließe und bete, daß kein unzeitiger Schrei ihn aus seinem geistigen Somnambulismus aufschrecke. Fürchten Sie also nicht, daß ich selbst an uns zur Verrätherin werden könnte. Ich werde diese stille Qual tragen; verzeihen Sie mir, die früher kein Unrecht befleckte, daß es mir noch immer schwer wird, Ihre Mitschuldige zu sein. So wunderbar drehen sich übrigens in Bezug auf diese Sache meine Urtheile und Gefühle im Kreise, daß ich mir meinen Antheil an der Schuld zuweilen mit einer Art von grausamer Befriedigung in's Gedächtniß zurückrufe. Ich könnte Alles, was mir im Leben theuer ist, hinwerfen, um diesen einen Fleck aus seinem Leben wegzuwaschen; ich würde gern sterben, wenn ich dadurch bewirken könnte, daß er das nicht gethan hätte; nun er es aber gethan hat, und ich ihn deßhalb nicht weniger habe lieben können, mag

ich mit ihm am liebsten auf einer Stufe stehen; ich will nicht besser sein, als er.

Schreiben Sie also Reginald, daß er London verlassen solle. Geben Sie ihm Gründe dafür an, welche Sie wollen! nur mir zu Liebe, meiner geängstigten Seele zu Liebe, bewegen Sie ihn, den Ort zu fliehen, dessen Mauern wahrscheinlich den Unglücklichen bergen, welcher für unsere Verbrechen leidet. Verlangen Sie noch mehr Gründe für meine Bitte? — Reginald hat hier nicht bekennen wollen, daß wir verheirathet sind — er nennt das Künstlerpolitik; er will mir keine Art von Huldigung entziehen. Er weiß nicht, was ich bei diesen Huldigungen leide, die nicht meiner Kunst, sondern meiner Person gelten, und wie sehr ich mich nach Ihnen, nach meinem neuen Vaterlande sehne, wo ich mich wenigstens laut für die Gattin des Mannes erklären darf, der mich allein an's Leben fesselt. O, mein Vater! wie leicht ist jetzt es den Göttern gemacht, mich zu strafen! — Nur dieses letzte Band zerrissen, und dann!! — Was ist Vernichtung, was ist Zerschmetterung — was sind alle Worte, die die Verzweiflung erfunden hat, gegen das Undenkbare, was hinter diesem Gedanken liegt! — Weg mit diesen abscheulichen Phantasieen!

Es ist schon spät, und ich lege mich zur Ruhe.

Ich sehe St. Felix heute nicht; er speis't mit Lord Teevendale, demselben, welcher uns in Venedig kannte, der meinen wahren, oder vielmehr meinen früheren Namen weiß, und dessen Verehrung mich am meisten ängstigt. Leben Sie wohl, mein Vater; bald, hoffe ich, sehe ich Sie wieder!

London, den —

Alexia St. Felix.

Kapitel IV.

„Siehst Du dies Blatt, das ein verdammliches Geheimniß birgt?“

Euripides.

Lord Teevendale hatte sich, seit Alexia in London war, in dem wunderbarsten Seelenzustande befunden. Alles Gute und Liebenswürdige in seiner Natur kämpfte mit der hereinbrechenden Verbitterung und Verdüsterung, welche, eine Folge unterdrückter Leidenschaften und einer in ihren Erwartungen getäuschten Romantik, ihn gerade in einem Alter befiel, in welchem der Charakter des Mannes gewöhnlich einen Umschlag erleidet. Daß er Alexien liebte, daß er sie anbetete, daß er Alles, was ihn sonst im Leben fesseln und reizen mochte, hingeworfen haben würde, um sie sein nennen zu können, dessen war er sich vollständig bewußt. Aber Alexia wich ihm scheu aus — er wußte ja auch, daß sie St. Felix liebe. Niemand litt mehr, als er, wenn, was häufig geschah, in seiner Gegenwart von ihr und ihrem Verhältniß zu St. Felix, über

welches die verschiedensten Muthmaßungen herrschten, die Rede war. Er selbst quälte sich, weil er dies Verhältniß nicht kannte. Es würde ihn gleich tief geschmerzt haben, zu erfahren, daß Beide vermählt, oder daß sie es nicht seien; das Letzte verdunkelte Aleriens Bild — das Erste machte ihn auf immer hoffnungslos. Für jeden dieser beiden Fälle hatte er hundert Wahrscheinlichkeitsgründe, und jeder derselben gab ihm einen Stich in's Herz. Wenn sich Lord Teevendale in Gedanken musterte — so schön, so reich, so bewundert, so beneidet wie er war, so fühlte er, daß er, der mit den Besten in die Schranken treten konnte, sein Schicksal nicht verdiene. Er hatte das Unglück aller derjenigen, welche an die Welt zu hohe Anforderungen machen und sich selbst in gewissem Sinne zu gut für dieselbe halten. Mit St. Felix verglich er sich oft unwillkürlich; allmälig hatte sich eine Bitterkeit gegen denselben in seine Seele eingeschlichen, welche sich bisweilen wider seinen Willen Luft machte. Er überhäufte ihn mit Artigkeiten, um sich selbst zu verbergen, daß er ihn hasse; aber inmitten dieser Bemühungen konnte er sich dennoch der Frage nicht erwehren, wodurch dieser Mann mehr als er werth sei, von einem Wesen geliebt zu werden, welches er die Perle der Schöpfung nannte.

Er hatte ihn an demselben Tage, an welchem Aleria an den Herzog von Amundeville den oben mitgetheilten Brief geschrieben, nebst mehreren ausgezeichneten Personen zu Tische eingeladen, und St. Felix, dessen beruhigtes Temperament ihn jetzt zu einem weit erträglicheren Gesellschafter machte, als er je gewesen, saß noch, in einen interessanten Gegenstand vertieft, als die Uebrigen sich schon längst verabschiedet hatten. Er wollte endlich aufbrechen, aber Lord Teevendale, der den Entschluß gefaßt hatte, ihn selbst auf seine Weise über sein Verhältniß zu Alerien auszuforschen, sagte, daß er noch einen Freund erwarte, welcher sehr glücklich sein würde, seine Bekanntschaft zu erneuen; und St. Felix blieb.

Lord Teevendale fing jetzt an von Alerien zu sprechen; spielte auf das allerseitige frühere Begegnen in Venedig an, und berührte, obgleich mit vieler Vorsicht und Zartheit, sein eignes Gefühl für sie. St. Felix erkannte die Absicht; er erwiderte Einiges in dem Tone lebhafter aber unbefangener Verehrung, in welchem er stets von Alerien sprach; würde aber vielleicht dem Lord die ganze Wahrheit entdeckt haben, wenn nicht das Eintreten Parkers die Unterhaltung, zum Aerger Lord Teevendale's, abgeschnitten hätte. Parker war drei Wochen lang krank gewesen und hatte den

Virtuosen, im ersten Concerte ausgenommen, noch nicht gesehen. St. Felix hatte, obgleich anscheinend so gleichgültig gegen Alles, was ihn umgab, ein außerordentliches Gedächtniß für Physiognomieen, und war niemals in Verlegenheit, seinen Erinnerungen die rechte Stelle anzuweisen. Er erkannte Parkern auf den ersten Blick für den jungen Mann, mit welchem er, kurz vor seinem verhängnißvollen Wiedersehen mit Marianen, im Vorzimmer des Viscount Arlington zusammengetroffen war, und nichts war natürlicher, als daß er nach der ersten Begrüßung, verwundert und halb beschämt über seine Vergeßlichkeit, nach dem Viscount selbst fragte.

Parker schwieg verlegen. Lord Teevendale, ärgerlich über die Unterbrechung von vorhin, gereizt und bitter, wie immer gegen St. Felix, gedachte der Zeiten, in denen man dem Namen des Virtuosen das Epitheton eines Verräthers beigelegt hatte; St. Felix mußte das erfahren haben. Der edle Lord konnte es nicht lassen, diesen Glücklichen, der auf seiner Höhe so ruhig, so strahlend und so fest wie die Sterne zu thronen schien, durch eine Anspielung auf jene Zeit zu kränken. Nur wenige Einzelne giebt es (der Herzog von Amundeville war einer von ihnen) die, auch wenn Haß und Rache sie treiben, sich in den Grenzen der Klugheit

zu halten wissen. Der Viscount Arlington, sagte er, indem er seine Augen auf den Virtuosen heftete, wird als Staatsgefangener im Tower verwahrt.

St. Felix und Parker machten gleichzeitig eine Bewegung schmerzlichen Erstaunens — St. Felix über die Sache selbst, Parker über die Unvorsichtigkeit und Rücksichtslosigkeit des Lords. Ich habe geglaubt, fuhr dieser, zu St. Felix gewendet, mit kaltem Tone fort, daß Sie sein Schicksal kannten; man sagt hier in London, daß Ihr Vater, der Herzog von Amundeville, keine Geheimnisse vor Ihnen habe.

Mein Vater! wiederholte St. Felix, erbleichend — ich bitte Sie Mylord, erklären Sie sich! — was hätte mein Vater mit dem Viscount Arlington zu thun gehabt? — so viel ich weiß, kennt er ihn nicht einmal dem Namen nach! Im Tower, sagten Sie — im Tower gefangen?

Parker blickte den Lord mit sprachlosem Erstaunen und dem Ausdrucke höchster Mißbilligung an; Teevendale schien es nicht zu bemerken. Diese hier schon vergessene Geschichte, fuhr er fort, kränkt und quält mich noch immer; denn ich hatte diesen jungen Mann sehr lieb; wer weiß, ob nicht Herr St. Felix uns einige Auskunft über das geben kann, was er selbst zu entdecken so hartnäckig verweigert hat. Sie wissen

doch von dem Ende der schönen, wenn ich nicht irre, von Ihnen einst sehr verehrten Herzogin von Winstoun, nicht wahr?

Ich weiß, erwiderte St. Felix mit schwankender Stimme, daß sie gestorben ist —

Daß sie sich vergiftet hat! unterbrach Lord Teevendale mit der schärfsten Betonung — daß sie sich aus Verzweiflung vergiftet hat, nachdem sie die wichtigsten Geheimnisse ihres Gemahls an einen Spion Ihres Vaters verrathen, der, wie sich später herausstellte, der junge Viscount Arlington war. Sie hätten von dem Allen nichts gehört?

Nein — bei Gott nicht! — rief St. Felix, indem er die Hände zusammenpreßte und dem Lord unverwandt in's Gesicht blickte — so wenig, daß ich nicht weiß, ob ich träume oder wache!

Es ist wahr, nahm Lord Teevendale wieder das Wort, man hat die Geschichte hier schnell beseitigt, und was wir jetzt eben reden, bleibt unter uns; man spricht hier nicht gern mehr von dieser Geschichte. Es käme nur darauf an, ob Sie nicht geneigt sein möchten, das Geheimniß der Verbindungen zwischen Ihrem Vater und dem Viscount Arlington aufzuklären; man will den armen jungen Mann nicht freilassen, ehe man dasselbe nicht ergründet hat.

St. Felix stand auf; das Blut siedete in seinen Schläfen. Wie wenig ich die Geheimnisse meines Vaters kenne, rief er, war mir vielleicht niemals klarer, als in diesem Augenblicke. Entschuldigen Sie mich, Mylord! diese Nachricht drückt mich nieder!

Er verließ das Zimmer, stürzte die Treppe hinab und eilte auf die Straße. Der kalte Wind eines feuchten Februarabends berührte eisig seine glühende Stirn und brachte ihn wieder zur Besinnung. So hatte ihn sein Vater denn auf die feinste Weise betrogen! — er hatte ihn gerettet, indem er die Anklage auf einen Unschuldigen zu wälzen und ihn selbst dann vor jeder Ahnung der Wahrheit zu bewahren gewußt hatte. Ja, St. Felix hatte wahr gesprochen. Was ihm der Herzog von Amundeville in Bezug auf diese Sache vorgespiegelt, war so unschuldig und so glaubwürdig gewesen, daß er keinen Augenblick lang daran gezweifelt und es dann in dem ersten Taumel von Aleriens Besitz, gleich allem Andern, vergessen hatte. Vom innern Zusammenhange der Sache begriff er noch jetzt nicht das Geringste; er wußte nur, daß ein Unschuldiger für ihn leide. Vor allem, was an dieser Ueberzeugung hing und nothwendig daraus folgen mußte, schloß er betäubt die Augen. Er winkte einem Fiaker und befahl so schnell als möglich nach Aleriens

Wohnung zu fahren. Es war nach eilf Uhr, als er ankam. Im Vorzimmer traf er Signora Meriani, die italienische Duenna, welche Alerien überall begleitete; sie sagte ihm, daß Niemand ihn heute erwartet habe und daß seine Frau schon vor einer Stunde zur Ruhe gegangen sei. St. Felix bat sie, ein Gleiches zu thun, nahm ein Licht und durchschritt Aleriens Gemächer. In jedem derselben hielt er sich auf, um bei der kleinsten Spur ihres Wirkens und Waltens zu verweilen. Er kam an ihr Piano — er trat an ihren Schreibtisch — er beugte sich nieder, um zu sehen, was sie an dem Abend getrieben habe. Sie hatte die Gewohnheit, ihm zu schreiben, wenn sie ihn einen Tag lang nicht sah; statt eines für ihn bestimmten Briefes fand er den bereits versiegelten an den Herzog von Amundeville gerichteten. St. Felix erbrach ihn — er hatte nie geahnt, daß Aleria ein Geheimniß vor ihm haben könne; er las den Brief und ließ vernichtet die Hände sinken. O, Vater, Vater, Vater! — rief er aus — das konntest du thun, um mich einer gerechten Strafe zu entziehen! — — und sie, sie konntest du mit in dieses Gewebe von Verbrechen ziehen, um die kurzen Stunden des Glücks zu vergiften, die ihr trauriges Schicksal ihr an meinem Herzen gönnte! Hastig durchschritt er das Gemach zu mehreren Malen. Mich

anzuklagen! murmelte er — all' meinen Ruhm, alle Reize des Lebens aufzugeben, um dies verjährte Verbrechen abzubüßen! Im heftigsten Kampfe mit sich selbst fuhr er fort auf- und abzugehen; endlich schlug er die Vorhänge auseinander, die ihn von dem Schlafzimmer seiner Frau trennten. Als ob das Geräusch seiner Fußtritte nicht schon auf den persischen Teppichen erstorben wäre, so leise trat er ein; Aleria schlief, wie es schien, sehr fest; aber auf ihren blassen Wangen waren noch Spuren von Thränen. So schön, so blendend reizend, so vollendet erschien sie ihm in diesem Augenblick in ihrem Schlummer, mit ihrem selbst da noch mehr dem Gedanken als dem Traum gehörenden Ausdruck, daß ihm die Vorstellung einer Trennung von ihr zu vernichtend erschien, als daß dieselbe jemals eine Wahrheit hätte werden können. Und Dir konnten sie dies Geheimniß zu bewahren geben! murmelte er, während er sich leise ihrem Lager näherte — und das konntest Du um meinetwillen tragen! Er betrachtete sie lange, dann sank er am Bette nieder, und ohne den Muth, sie aufzuwecken, preßte er die Decke, die sie umhüllte, zwischen die Hände und an die Lippen. Ich kann dich nicht verlassen! flüsterte er, während die Ueberzeugung, daß er es müsse, gegen seinen Willen in seiner Seele immer mehr Raum gewann — sterben ist nichts, aber Dich

zu tödten, ist gräßlich. Er rang die Hände; der stumme Kampf zwischen Ehre und Ehrgeiz, zwischen Pflicht und Liebe war furchtbar; endlich stand er auf. Ich werde Dich tödten, Aleria, sagte er dumpf, aber ruhig; ich weiß, daß ich Dich tödten werde; aber wenn ich anders handelte, als ich zu handeln entschlossen bin, würdest Du mich verachten; — das will ich nicht.

Kapitel V.

„Ich habe
Verdient zu sterben, und ich will's."
Schiller.

Der Herzog von Winstoun, seit jener unseligen Katastrophe, welche das Glück seines Lebens vernichtet hatte, unfähig, der Welt zu leben, hatte sich gänzlich von derselben zurückgezogen. Er war in London geblieben, weil er mehr Trost von wissenschaftlichen Forschungen, denen er sich seit der Zeit ergeben, und denen er in London am besten nachgehen konnte, als von der wüstenhaften Einsamkeit seiner Schlösser erwartete. Ueberdies gehörte er nicht zu den verstockten Unglücklichen, welche absichtlich jeden Trost verschmähen. Seine Natur sträubte sich gegen das Uebermaß seines Elends; er wünschte und suchte Trost; er haschte nach jedem Tropfen Lethe; er kämpfte mit der Vergangenheit und suchte sie zu überwinden. Er hatte die Waffe geistiger Arbeit zu Hülfe genommen, und es ging ihm wie allen Sterblichen. Die kleinen Räder und Triebfedern un-

seres Wesens rollen weiter und tragen die Maschine fort, wenn auch das Haupttriebrad zerbrochen ist; man schlägt andere Richtungen ein, aber einen Stillstand giebt es nicht.

Der Herzog von Winstoun war jetzt in demjenigen Stadium angekommen, in welchem der Schmerz einen ruhigeren Charakter annimmt — ein Stadium, welches bei Politikern immer eher als bei andern Menschen eintreten wird, weil bei ihnen die Individualität in dem großartigen Getriebe allgemeiner Interessen verschwindet und von demselben fortgerissen wird. Und der Herzog von Winstoun, obschon für den Augenblick unfähig, seine Rolle fortzuspielen, war durch und durch Politiker. Je mehr er den Kummer seines Herzens sich erweichen fühlte, desto fühlbarer machten sich die Wunden, welche seine Ehre empfangen hatte. Die Außenwelt, mit der er freilich seit Monaten nur durch die Zeitungen und gelegentliche Besuche politischer Freunde in Berührung gekommen war, begann allmälig wieder ihre alte Anziehungskraft auszuüben, obgleich er sich noch nicht entschließen konnte, seine Einsamkeit zu verlassen. In der Politik hatte sich seitdem Manches geändert. Lord Nestleham's Partei war an's Ruder gekommen; Lord Nestleham war für den Augenblick der einflußreichste Mann im Staate. Der

Herzog von Amundeville, welcher ein Jahr lang auf seinen Gütern gelebt hatte, schien, durch inständige Bitten von Seiten des französischen Hofes dazu bewogen, wieder auftauchen zu wollen, und Winstoun wußte wohl, was das zu bedeuten hatte, zumal ihm hinlänglich bekannt war, daß Lord Nestleham jederzeit bereit sein würde, dem kühnen Apostaten jenseit des Kanals zu gemeinsamen Zwecken die Hand zu reichen. Von mehreren Seiten aufgefordert, wieder in's öffentliche Leben zu treten, versichert, daß eine große, mit den herrschenden Grundsätzen unzufriedene Partei sich um ihn schaaren und gern Alles vergessen würde, was er sich früher zu Schulden kommen lassen, schwankte der Herzog von Winstoun zwischen den widerstreitendsten Gefühlen. Er hatte Alles erwogen, was zu bedenken war, und konnte dennoch zu keinem Entschlusse kommen.

In diese Zeit inneren Kampfes fiel der der letztbeschriebenen Nacht folgende Morgen. Der Herzog von Winstoun saß, mit Correspondenzen beschäftigt, in seinem Arbeitszimmer, als ihm eine Karte überreicht wurde, worauf er mit seltener Hast aufstand und fragte, wer die Karte gebracht habe, und ob man ihn zu sprechen wünsche? — Der Diener antwortete, daß ein Herr draußen warte, ob seine herzogliche Hoheit

ihn empfangen wolle oder nicht. Der Herzog befahl denselben sofort hereinzuführen, und St. Felix trat ein. Wohl mochte der gegenseitige Anblick dieser beiden Männer, welcher eine Welt von Erinnerungen — eine Welt von Haß und Liebe vor ihren geistigen Augen heraufbeschwor, überwältigend auf Beide wirken, denn einen Augenblick lang standen sie einander sprachlos gegenüber, bis ein gemeinsamer Impuls sie aus dem peinlichen Zustande eines furchtsamen Schweigens aufjagte. Der Virtuose näherte sich und sagte mit leiser und schwankender Stimme: Ich komme, Mylord von Winstoun, um eine lang versäumte Pflicht zu erfüllen.

Der Herzog warf einen Blick auf St. Felix's blasses Gesicht. Sie überraschen mich! — entgegnete er ausweichend; — ich wüßte von keiner Pflicht, welche Sie gegen mich zu erfüllen hätten.

Sie wissen es nicht — das ist richtig! erwiderte der Virtuose sanft und ruhig. Ich wünschte wohl sagen zu können, daß ich käme, um ein Unrecht wieder gut zu machen. Wollen Ew. Herrlichkeit mich anhören?

Ich bin bereit! sagte der Herzog erwartungsvoll und beinahe verlegen, indem er St. Felix mit einer Geberde ersuchte, Platz zu nehmen.

Der Virtuose verbeugte sich ehrfurchtsvoll dankend und blieb in seiner stehenden, zugleich bescheidenen und würdevollen Stellung. Die Welt, sagte er, hat mich bisher geachtet, verwöhnt und verzogen, und ich bin nicht unglücklich gewesen, so lange ich mir bewußt war, diese Liebe oder Achtung, wie sie es nennen wollen, in gewissem Maße zu verdienen. Verzeihen Ew. Herrlichkeit meinem Gefühle! — es wird mir schwer, mit einem Male Alles wegzuwerfen, was ehedem das Ziel meines Strebens gewesen. Mylord — ich habe ein Verbrechen begangen —

Der Herzog von Winstoun erschrak; er wußte selbst nicht, was für ein Gefühl ihn beherrschte. Mir — mir sagen Sie das? — stammelte er endlich, ohne recht zu wissen, was er sprach.

Und Sie errathen nicht weßhalb? — rief St. Felix mit mühsam behaupteter Fassung. Ich habe Ihrer Gemahlin jene Geheimnisse entlockt — ja, Mylord, es ist heraus — ich hab's gethan — ich habe Ihre Gemahlin zu Grunde gerichtet. Gleichviel aus welchen Gründen es geschah — ich will mich durch nichts bei Ihnen entschuldigen. Ich stelle mich freiwillig Ihrer gerechten Rache bloß.

Der Herzog war aufgesprungen. Warum denn? fragte er mit unsicherer, von innerer Bewegung unter-

brochener Stimme. Warum holen Sie diese, längst begrabene Sache wieder an's Tageslicht, an der keine Macht der Erde mehr etwas ändern kann, und für die ein anderer und — unbegreiflich! — ein geständiger Verräther gebüßt hat und noch büßt? Was wollen Sie? — Man sagt, daß Sie ein dunkles und unergründliches Temperament haben — ich weiß nicht, ob ich Ihnen glauben darf.

Zuviel, entgegnete St. Felix, zuviel des Fluchs habe ich schon über andere gebracht, als daß dieser Fluch nicht endlich auf mich zurückschlagen sollte. Fordern Sie keine Erklärung von mir darüber, daß ich erst heute dies Geständniß ablege; aber glauben Sie meinem heiligsten Schwure, daß ich von dem Ausgange jener Sache erst gestern, durch den allernichtigsten Zufall der Welt, Kenntniß erlangt habe und den ganzen Zusammenhang selbst heute noch nicht durchschaue. Hätte ich gewußt, daß an meiner Stelle ein Anderer leide — hätte ich gewußt, auf welche Art die Herzogin von Winstoun um's Leben kam — glauben Sie mir, ich würde keine ruhige Stunde gehabt haben. Fragen Sie nicht, auf welche Weise mir das Alles verborgen blieb; es kann Ihnen gleichgültig sein; aber gebieten Sie über mich und lassen Sie den Unschuldigen frei.

Der Herzog von Winstoun war auf's Heftigste bewegt. Schweigen Sie! rief er mit Ungestüm — führen Sie mir nicht alles Vergangene wieder vor die Seele! — Sie wissen nicht, was ich gelitten habe!

Ich habe auch gelitten! erwiderte St. Felix mit dem unwiderstehlichen Aufblick seines blauen Auges, welcher jedes Herz, in das er drang, zu Thränen schmolz — ich habe auch gelitten und glaube kaum, daß Sie von dem Elend eine Ahnung haben, welches unsere wilden Künstlerseelen zu empfinden im Stande sind. Glauben Sie, daß ich jenen Frevel verübt hätte, wenn ich nicht wahnsinnig gewesen wäre? — glauben Sie, daß wir so furchtbar irren könnten, wenn unsere Gefühle nicht von Natur schon jedes gewöhnliche Maß überschritten? Doch, fügte er schnell hinzu, dies ist nutzloses Reden. Das Eine nur noch, falls es mir erlaubt, ist einen Wunsch auszusprechen: Glauben Sie, daß ich besser als meine Thaten, und daß ich, wie strafbar auch, doch noch mehr unglücklich, als strafbar bin.

Der Herzog von Winstoun wandte sich weg, um vor St. Felix seinen Kampf zwischen Stolz und Gefühl zu verbergen; aber St. Felix achtete nicht auf ihn. Der Herzog ging auf und ab und sprach un-

verständliche Worte vor sich hin; endlich schien er einen Entschluß zu fassen.

Herr Morven St. Felix, sagte er, ich habe Sie mit Empfindungen angehört, welche zu gemischt sind, als daß ich sie selbst ganz klar durchschaute; soviel ist gewiß, daß ich in diesem Augenblicke nicht die Erbitterung gegen Sie fühle, welche ich billig gegen den Verräther meiner Ehre fühlen müßte; ich will Ihnen das nicht verhehlen. Man hat mir früher gesagt, daß es sehr schwer sei, Sie zu hassen, und ich fange an, die Wahrheit einer Behauptung einzusehen, der ich früher keinen Glauben schenken wollte. Dazu kommt, daß alles Vergangene unabänderlich ist; Eleonore ist todt — was hilft mir jede Rache? Meine Seele ist müde von allen Schmerzen, die sie erduldet. Ich weiß nicht, fuhr der Herzog fort, als St. Felix ihn verwundert anblickte, ob ich eine Thorheit begehe; aber ich denke an den Armen, der sich, wie Sie behaupten, fälschlich einer That anklagt, welche er schon genug hat büßen müssen; ich möchte nicht, daß noch ein Unschuldiger um einer unabänderlichen Sache willen litte.

St. Felix schwieg einen Augenblick lang. Sie sind großmüthig, sagte er dann; nichtsdestoweniger — bin ich leider schuldig.

Der Herzog blickte St. Felix mit einer Mischung

von Erstaunen, Schmerz und Unentschlossenheit an. Ich habe keine Strafen für Sie! brach er endlich aus — auch bin ich nicht der Mann, vor den Ihre Sache im officiellen Sinne gehört; wem würde es etwas nützen, Sie nach so langer Zeit zu strafen, oder auch nur zur Rechenschaft zu ziehen? — Was mich betrifft, so fordere ich von Ihnen keine Genugthuung für meine verletzte Ehre; nicht Sie, das blinde Werkzeug einer höhern Gewalt, kann mein Haß treffen; mein Haß hätte es höchstens mit der Hand zu thun, welche Sie gegen mich gebrauchte. — Die Gerichte werden nicht anders urtheilen. Wenn Sie gefährlich sind, so sind Sie es nur durch Ihre Verbindung mit Ihrem Vater.

Und was, Mylord, soll ich denn aus all' dem schließen? fragte St. Felix — was wird mit mir geschehen?

Wenn nicht dieser arme Arlington im Tower schmachtete, erwiderte der Herzog nach einer Pause, so würde ich Sie in Gottes Namen gehen heißen und Ihnen Alles vergeben. So freilich muß ich von der Sache Anzeige machen, obgleich ich Ihnen vorhersage, daß ich Alles in der Welt thun werde, um keinen neuen öffentlichen Skandal daraus zu machen. Was in Bezug auf Sie geschehen wird, kann ich nicht wissen; Ihr Schicksal wird großentheils in Lord Restleham's

Hand liegen. Sollte es indessen nicht ohne öffentliches Verfahren abgehen, so ist es wahrscheinlich, daß man Ihnen unter der geheimen Bedingung verzeihen wird, mit Ihrem Vater zu brechen und Ihren Verrath an England dadurch wieder gut zu machen, daß Sie offen bekennen, was Sie von Ihres Vaters Absichten bei seinem jetzigen Wiederauftreten auf der politischen Bühne wissen.

St. Felix beugte das Haupt bei diesen Worten, und eine purpurne Röthe flog über sein blasses Gesicht, als ob er sich gedemüthigt fühle; dann richtete er sich auf, trat einen Schritt zurück und blickte fest und ruhig dem Herzog in's Auge. Ich bin nicht gekommen, sagte er mit einem Anflug von Stolz, um Gnade zu erbitten oder zu erschleichen, obschon ich Gnade annehmen würde, wenn sie mir rechtmäßiger Weise zu Theil werden könnte. Unter der Bedingung, unter der Sie sie mir in Aussicht stellen, will ich sie nicht. Die Liebe eines Vaters, welche ich mir durch ein Verbrechen erkaufte, will ich nicht durch ein neues Verbrechen verlieren, und Ew. herzogliche Hoheit möchte ich gern zu dem Glauben bringen, daß ein Künstler Selbstachtung und Ehre hat, auch wenn er im Stande ist, in Augenblicken der Leidenschaft diese Ehre denen, die er über Alles liebt, zu opfern. Ich betrachte mich von diesem

Augenblicke an als den Gefangenen Ew. herzoglichen Hoheit — und habe kein anderes Wort hinzuzufügen.

Der Herzog von Winstoun war ergriffen und gerührt; er faßte sich nur mit großer Mühe. Er versicherte St. Felix seiner Verzeihung, bat ihn, in einem seiner Zimmer zu verweilen, bis man anderweitig über ihn verfügen werde, und fuhr dann zu Lord Nestleham, um den seltsamen Fall zu berichten. Sobald er das Zimmer verlassen, brach St. Felix's gewaltsam behauptete Kraft; er sank in einen Armsessel, barg sein Gesicht in seine Hände und weinte wie ein Kind.

Kapitel VI.

„Thou wilt lie down and utter the unheard groan, and pour the unavailing tear; more deep, more bitter, because unheard and unavailing.“

Washington Irving.

Von Allem, was dem Lord Restleham hätte begegnen können, würde ihm nichts so unerwartet und so unwillkommen gewesen sein, als der Besuch des Herzogs von Winstoun, nachdem er den Beweggrund seines Kommens erfahren. Er ging in großer Aufregung auf und ab, indem er seinem Aerger und seiner Ueberraschung in ziemlich derben Ausdrücken Luft machte. Die Sache kommt mir so über den Hals, sagte er, daß ich noch kein zweckmäßiges Verfahren vorzuschlagen weiß. Ich hoffe, daß Sie meine Aeußerungen nicht so aufnehmen werden, als ob ich in irgend etwas der Gerechtigkeit zu nahe treten wollte; indessen würde es sehr gut sein, die Geschichte privatim zu beseitigen.

Sie irren, unterbrach der Herzog von Winstoun, wenn Sie glauben, daß mir darum zu thun ist, ein Aufhebens von der Sache zu machen. Je spurloser sie vorüber geht, desto besser. Nie würde ich Ihnen diesen St. Felix denuncirt haben, wenn es nicht darauf ankäme, dem armen Arlington Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein wunderbarerer Fall ist schwerlich jemals vorgekommen. Wir haben hier zwei Menschen, die sich desselben Verbrechens anklagen, und beide verweigern die Gründe zu nennen, die sie bewogen haben, dies Verbrechen zu verüben.

Lord Nestleham, dem überhaupt jede Arbeit zuwider war, die ihn oder irgend einen seiner Pläne nicht auf eclatante Weise förderte, konnte sich von seinem Aerger noch nicht erholen. Es muß sich machen lassen! sagte er, als ihm bei genauerem Nachdenken mehr und mehr die Schwierigkeit ja die Unmöglichkeit einleuchteten, die Sache ganz im Stillen beizulegen — gegen St. Felix in diesem Augenblicke ein Verfahren einzuleiten, ist geradezu unmöglich, wenigstens im höchsten Grade unklug. Es würde den Herzog von Amundeville, der diesen Menschen abgöttisch lieben soll, zum Aeußersten reizen! — er würde eine Demonstration darin erblicken. Kurz, Mylord von Winstoun — es ist mir unmöglich, in diesem Augenblicke etwas zu

sagen. Ich werde mir morgen in aller Frühe die Ehre geben, Ihnen aufzuwarten; ich werde mich bis dahin mit mir wegen des zu beobachtenden Verfahrens zu einigen suchen.

Der Herzog von Winstoun entfernte sich, und Lord Restleham blieb sinnend zurück. Er haßte nichts mehr, als gerichtliche Untersuchungen, zumal über längst vergangene und vergessene Sachen. Dennoch durfte es nicht den Anschein haben, als wenn er sie haßte. Auch hätte seinetwegen gern eine solche eingeleitet werden können, wenn nicht einerseits der Herzog von Amundeville gewesen wäre, andererseits nicht immerfort die Furcht bestanden hätte, durch eine den Viscount Arlington betreffende Untersuchung seine alten Verbindungen mit Lord Fitzgerald an den Tag gebracht zu sehen. Sollte er vergebens so schwere Opfer gebracht haben, um die beiden Banquiers zum Schweigen zu bringen? sollte er nur deßhalb soviel Fleiß und Mühe verwandt haben, um sich, nachdem die Geschichte vor einem Jahre so glücklich und schnell beseitigt worden, schließlich doch noch auf das Grausamste zu compromittiren? — Es durfte nicht sein.

Das Rathsamste war, Andere, und zwar gewichtige Männer in's Vertrauen zu ziehen, um Rath zu fragen und die Sache nach Klugheitsgründen mit

ihnen zu überlegen. Lord Nestleham machte also Toilette und befahl seinen Wagen vorfahren zu lassen, als ein Diener ihm eine Karte überbrachte. — Lord Nestleham erschrack — es war die Karte Alice Morven's, der gefeierten Virtuosin, welcher er an der Spitze der ganzen Londoner Aristokratie mit aller erdenklichen Feinheit den Hof gemacht hatte. Ziemlich verwirrt — denn er schwärmte wirklich ein wenig für sie — stürzte er ihr entgegen, und führte sie unter tausend Entschuldigungen und Ehrfurchtsbezeigungen in einen Salon. — Alexia war sehr bleich; aber niemals hatte sie wohl mehr ruhige Würde entfaltet. Ich komme, sagte sie mit leiser aber fester Stimme, Ew. Herrlichkeit um eine Gunst anzuflehen. Sie wissen wahrscheinlich schon von der Selbstanklage St. Felix's und werden ihn nach dem Gesetze richten. Nun biete ich Ew. Herrlichkeit an, als Zeugin für seine Anklage aufzutreten; ich bin die Frau St. Felix's; es ist der Stolz und das Glück meines Lebens, daß ich das sagen darf. Ich wußte um Alles, was er gethan; ja ich wußte, was er nicht wußte: daß jener Henry, jener Unschuldige, fälschlich durch die Herzogin von Winstoun in ihren Papieren angeklagt, an St. Felix's Stelle im Tower schmachte; ich bin also seine Mitschuldige. Ich habe geschworen, mich weder im Leben noch

im Tode von ihm zu trennen; wenn also St. Felix gefangen sein muß, so wird man seiner Frau nicht versagen, seinen Kerker theilen zu dürfen. — Lord Nestleham blickte sie voll Verwunderung an. Schöne Lady, sagte er endlich mit Ehrfurcht und Galanterie — von einem Kerker für St. Felix wird nicht die Rede sein — was ich wenigstens vermag, soll geschehen, um Ihnen denselben in möglichst kurzer Zeit zurückzugeben. Sie werden mir gestehen, daß ich dadurch wenigstens keine Selbstsucht beweise; zeigen Sie mir dagegen ein wenig Vertrauen; warten Sie geduldig, bis die Sache beendet ist; es wird nicht zu lange dauern. — Ich muß Aufklärung haben! rief Alexia mit einiger Heftigkeit — ich muß St. Felix sehen! Ich habe mich gestern Abend ahnungslos zur Ruhe begeben; heute Morgen finde ich in meinem Musikzimmer ein kurzes Billet, worin er mir schreibt, daß er die Nothwendigkeit sich anzuklagen, durch Lord Teevendale erfahren habe — und mich bittet, zu unserm Vater, dem Herzog von Amundeville, zu gehen, und seine Rückkehr dort zu erwarten. O, der Treulose! — Vor ein paar kurzen Tagen hat er mir noch gesagt, daß er ohne mich weder leiden noch sterben wolle! — Lord Nestleham schwieg einen Augenblick, übermannt von der Gewalt dieser reinen Leidenschaft;

dann fragte er ehrerbietig, ob er das Billet sehen dürfe. Gern! — erwiderte Alexia — es mag für die Wahrheit unserer Behauptungen zeugen! — Lord Nestleham nahm das Billet, dann sagte er, nachdem er es gelesen: Erlassen Sie mir jede Aeußerung über meine Gefühle bei dieser Angelegenheit. Nur soviel, bis morgen ist durchaus nichts festzustellen; morgen aber werde ich Ihnen schriftlich oder mündlich, wie Sie bestimmen werden, Alles das zu melden die Ehre haben, was voraussichtlich geschehen kann und wird. Was ich Ihnen aber schon heute sagen kann, ist, daß, so lange ich etwas besitze, was Macht und Einfluß genannt werden kann, für St. Felix nichts zu fürchten ist. Erlauben Sie mir daher, Sie jetzt in Ihrem Interesse zu verlassen, um den Fall mit einigen gewiegten Männern zu berathen, auch von Lord Teevendale die näheren Umstände seines gestrigen Zusammenseins mit St. Felix zu erfahren! — Ich will selbst zu Lord Teevendale! rief Alexia — ich kannte ihn früher als einen Mann von Ehre; er wird St. Felix's Frau eine Auskunft nicht verweigern, die, wenn sie ihr auch nicht helfen, sie doch beruhigen wird. — Thun Sie das! erwiderte Lord Nestleham, und suchen Sie Lord Teevendale dahin zu vermögen, seinen Einfluß noch einmal bei dem Gefangenen geltend zu machen;

es wird wesentlich zur Beschleunigung der Sache dienen, wenn derselbe dahin gebracht werden kann, die geheimnißvolle Rolle aufzugeben, welche er bis jetzt gespielt hat. Auf Wiedersehen!

Kapitel VII.

„Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.“
Sophokles.

In dem Gemüthe Lord Teevendale's war während der letzten Nacht eine jener Revolutionen vorgegangen, welche bei leidenschaftlichen Menschen so häufig vorkommen, ohne irgend eine nachhaltige Folge zu haben. St. Felix's seltsame Aufregung bei Erwähnung der bewußten Sache hatte ihm zu denken gegeben — er hatte Anfangs, er wußte selbst nicht welche Schlußfolgerungen daraus gezogen, die sich auf eine mögliche Schuld St. Felix's — eine Trennung zwischen ihm und Alexien und seine eigenen, über einer solchen aufblühenden Hoffnungen bezogen; plötzlich aber hatte er diesen ganzen Wust wirrer und unklarer Gedanken verscheucht und den schnellen Entschluß gefaßt, Alexien zu vergessen und allen Ernstes seine Kräfte dem Staate zu widmen.

In dem triumphirenden Bewußtsein seiner moralischen Kraft, in welchem er sich selbstgefällig spiegelte,

um die Schmerzen seines widerstrebenden Herzens zu vergessen, saß Lord Teevendale am nächsten Morgen — (zu derselben Zeit, als St. Felix den Herzog aufsuchte) — in seinem Frühstückszimmer bei der Times — als ein Diener einen Besuch meldete. Er hörte einen unverständlichen deutschen Namen und stand unwillig und unschlüssig auf, als der Gemeldete bereits eintrat. Derselbe war ein großer und stattlicher Mann von fünf und vierzig Jahren, welcher sich mit vieler Zuversicht, nicht ohne Würde näherte.

Ich hoffe, sagte er in ziemlich geläufigem Französisch, daß Ew. Herrlichkeit diesen Ueberfall verzeihen, sobald ich Ihnen die Gründe desselben entdeckt haben werde. Ich irre mich nicht, wenn ich zu wissen glaube, daß Sie früher in Venedig ein junges Mädchen, Namens Aleria von Meyen, gekannt haben, nicht wahr?

Allerdings! — stammelte Lord Teevendale — indessen begreife ich nicht —

Wie ein Gentleman, sei er von welcher Nation er wolle, so plump auf einen andern eindringen kann! — unterbrach Herr von Meyen. Ich glaub' es Ihnen, Mylord; aber es hören für mich alle Rücksichten in diesem Falle auf. Sie sehen in mir den Vater jenes jungen Mädchens, für welches, wie mir mehr denn

eine Person versichert hat, Sie viele Theilnahme gehabt haben sollen.

Und ich sehe also in Ihnen, entgegnete Lord Teevendale, äußerst unangenehm durch diesen plötzlichen Angriff auf seine Gefühle überrascht — Herrn von Meyen von Borantesburg — den Verehrer und künftigen Gatten der Frau Fürstin Jaraczewska! —

Ich bitte Ew. Herrlichkeit, jetzt nicht daran zu denken! fiel Meyen ein; das ist eine Sache für sich. Ich habe nicht daran gezweifelt, daß Sie dies Verhältniß kenneten, welches aus mehr als einer Rücksicht nicht gelös't werden kann; ich habe trotzdem auf Ihre Großmuth gebaut. Die Zeitungen sprachen seit einigen Wochen viel von einer jungen Clavierspielerin, welche unter dem Namen Alice Morven London in Entzücken versetzt hat. Einige Personen — ja, um ehrlich zu sein, ein hier in London lebender Vertrauter der Fürstin Jaraczewska, der auch mich und meine Familie kennt, hat in Alice Morven meine Tochter Alexia zu erkennen geglaubt und es an Romana geschrieben. Indessen kannte dieser Mann meine Tochter nur als Kind; er hat ihre spätere Geschichte gehört und reimt sich aus verwandten Umständen eine Identität mit dieser Alice Morven zusammen; er kann sich aber irren. Von Ihnen, Mylord, hoffe ich Auf-

klärung. Sie kannten meine Tochter und werden mir sagen können, ob sie es ist, welche man hier in London als Künstlerin feiert. Meine andere Tochter, die Gräfin Manburg, hat mir versichert, daß Sie, bei der Theilnahme, welche Sie für meine Familie gezeigt haben, mir die gewünschte Auskunft geben würden.

Ich kann es, erwiderte Lord Teevendale sehr beklommen, da ich mir Ihrer Tochter gegenüber keiner Schuld bewußt bin. Aleria von Meyen und Alice Morven sind in der That eine und dieselbe Person.

Der Herr von Meyen schien von diesem Worte, obschon er es erwartet hatte, wie vom Donner gerührt. Er konnte keine Silbe herausbringen.

Ich glaube, nahm Lord Teevendale wieder das Wort, daß ich Ihnen nur Glück dazu wünschen kann, Ihre Tochter wieder zu erlangen. Ich kenne die Schicksale nicht, welche Sie von derselben getrennt haben; aber daß Ihre Tochter das reizendste und genialste Wesen von der Welt ist, wird Ihnen ganz London sagen.

Ganz London! — wiederholte Meyen heftig und bitter. — Mylord, ein unglücklicher Vater, wie ich, verdient diesen Hohn nicht; ich bin ein Edelmann wie Sie, den die Wunden, welche seine Ehre durch diese

junge Wahnwitzige empfangen hat, tief und tödtlich brennen.

Sie verstehen mich ganz falsch! entgegnete Teevendale warm. Ich habe nie daran gedacht, weder Sie, noch Ihre Tochter zu beleidigen, welche ich, um offen gegen Sie zu sein, angebetet habe.

Sie haben sie geliebt! erwiderte Meyen; ich wußte es, und es ist mir begreiflich; sie ist viel geliebt worden. Sie war phantastisch und lebhaft; alle ihre Fehler waren reizend für den Fremden. Wollte Gott, daß Sie sie wenigstens noch achten könnten! — freilich ist das unmöglich, seit sie alle Anforderungen der Sitte — der Moral verleugnet!

Ich weiß nicht, in wie weit Ihr Kummer gerecht ist, entgegnete Lord Teevendale — Ihr Zorn ist es gewiß nicht. Wenn Sie Ihre Tochter gekannt und verstanden hätten, so würden Sie, bei Gott, keine entehrende Beziehung in irgend einem ihrer Verhältnisse suchen.

Meine Tochter, sagte Herr von Meyen mit gewaltsam erzwungener Kälte, ist allein mit ihren Phantastereien in die Welt gegangen; sie hat ihrer Familie und ihrem Stande durch ihr öffentliches Auftreten Hohn gesprochen; das kann ich ihr nicht verzeihen; sie reis't endlich ohne Scheu, ohne Scham allein mit

diesem St. Felix, dessen ersten Einfluß auf sie meine Frau geduldet hat — das wird auch Gott ihr nicht verzeihen. Wundern Sie sich nicht über mich, Mylord; ich schone Niemanden, der sich selbst nicht schont.

Und ich, rief Lord Teevendale, ich verbürge mich hier, daß Alexia diesem St. Felix entweder durch ein heiliges Band oder, wie es den Anschein hat, gar nicht angehört — Beide also nur Freunde, Geschwister in der Kunst sind.

Das spricht aus Ihnen die Schwärmerei einer Liebe, die nicht gern hoffnungslos sein möchte! versetzte Herr von Meyen achselzuckend. Ich aber bin ein Mann, dessen Jugend längst vorbei ist, und bin ein schwergekränkter Vater — das ist ein Unterschied.

Mein Herr, sagte Lord Teevendale — Sie finden keinen Mann in ganz London, der über Ihre Tochter das zu sagen wagte, was Sie mit freier Stirne aussprechen. Man hat sie hier vergöttert, ohne sich Vermuthungen und Verleumdungen in Bezug auf ihr Privatleben zu erlauben. Verzeihen Sie mir, Herr von Meyen, wenn ich so kühn als Vertheidiger Ihrer Tochter gegen Sie auftrete. Ich schwöre Ihnen, daß ich Alexien habe vergessen wollen — durch Ihre Schuld werde ich mir meiner Liebe für sie auf's

Reue bewußt. Ich vermag es nicht, dieses reizende Wesen so kalt beschuldigen zu hören.

Sie haben das mit sich auszumachen, Mylord! versetzte Herr von Meyen. Unterdessen will ich meine Tochter wieder haben.

Ich verdenke es Ihnen nicht! entgegnete Lord Teevendale. Lassen Sie mich Sie nur um eins bitten: begegnen Sie Alexien mit Achtung und geben Sie ihr Ihren Segen, wenn Sie St. Felix's Gattin ist. Sie werden Ihres Glückes bei jener Dame gewiß sein, bei der es so viele gesucht und nicht gefunden haben —

Mylord! fuhr Meyen auf.

Ich rechne mich selbst mit zu dieser Zahl, sagte Lord Teevendale! was ich sage, kann Sie also nicht beleidigen. Ich meinte nur, daß der, welcher glücklich ist, auch Andere glücklich sein lassen soll.

Und wenn Alexia mit St. Felix nicht verheirathet ist?

In diesem Falle, sagte Lord Teevendale mit einem schnellen Entschluß, übertragen Sie mir Ihre Rechte. Herr von Meyen stand bestürzt und überrascht still und heftete die Augen auf Lord Teevendale, welcher ihn seinerseits ruhig fixirte.

Ist das Ihr Ernst? fragte er endlich mit einem Tone, als ob er aus einem Traume erwache.

Mein völliger! antwortete der Lord mit leicht sarkastischem Lächeln. Ich hoffe Ihnen hiermit bewiesen zu haben, daß ich es in jedem Falle unter meiner Würde halte, mit leeren Phrasen um mich zu werfen. Ich wiederhol' es, daß Aleria ein Wesen ist, dessen mögliche Irrthümer noch schöner und heiliger sind, als alle unsere Tugenden zusammengenommen. Sie aber will ich dreimal segnen, wenn Sie Alerien in meine Arme führen können, ohne ihr das Herz zu brechen.

Herr von Meyen hatte Mühe, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Als er sich endlich verabschieden wollte, trat Lord Teevendale's Diener auf's Neue mit einer Anmeldung in's Zimmer. Dem Lord entfiel die Karte, nachdem er einen Blick darauf geworfen; im nächsten Augenblicke trat Aleria ein. Nur einer Sekunde bedurfte es, um sich allseitig zu erkennen; in der zweiten sank Aleria, indem sie den Namen ihres Vaters ausrief, bewußtlos in die Arme der sie begleitenden Signora Meriani.

Zweites Buch.

Kapitel I.

„Das Schöne muß befördert werden, denn Wenige stellen es dar, und Viele bedürfen's."

Göthe.

Etwa um dieselbe Zeit, als die letztbesprochenen Ereignisse in England stattfanden, befand sich in Paris eine glänzende Gemäldeausstellung. Unter den darin vertretenen Meistern waren sowohl die geschätztesten Maler Frankreichs, als die des Auslandes, auch für die jüngeren, bis dahin noch unbekannten Künstler bot diese Ausstellung ein Mittel schnellen Emporkommens; denn selten war eine solche der Gegenstand einer so allgemeinen Aufmerksamkeit gewesen, als dieses Mal.

Der Herzog von Amundeville, seit kurzer Zeit aus seiner Zurückgezogenheit in die Welt zurückgekehrt, befand sich als einer der ersten unter denjenigen, welche ein anerkanntes Mäcenat übten. Der Herzog, welcher sich in seiner Rolle als Schutzpatron der Künste gefiel, schien den Jüngern derselben bereits eben so unentbehrlich, als er es dem Hofe war. Seine Besuche

in der Bildergalerie glichen einer Cour, einer allgemeinen Audienz, aus welcher fast Jeder befriedigt, er selbst aber physisch und geistig erschöpft zurückkehrte.

So schritt er denn eines Tages am Arme des jungen Prinzen von C., eines Kunstliebhabers und Kenners, durch die Säle, belehrte sich auf feine Weise über den Werth oder Unwerth der verschiedenen Bilder und nahm dabei Gelegenheit, mit mehreren anwesenden jungen Künstlern freundlich zu reden und sie dem Prinzen zu empfehlen. Er war seit zwei Stunden in der Galerie und hatte noch nicht die Hälfte der Säle durchwandert. Er sagte endlich, indem er nach der Uhr sah, daß es ihm unmöglich sei, länger zu bleiben, daß er aber am folgenden Tage wiederkommen und sehr glücklich sein werde, in Gemeinschaft mit dem Prinzen die Kunstwerke zu bewundern, besonders wenn sich derselbe, wie bisher, gütigst der Mühe seiner Belehrung unterziehen wolle. — Der Prinz verbeugte sich; der Herzog wandte sich zum Weggehen, als ihm plötzlich ein Bild auffallen mußte, denn er zog den Prinzen, den er noch bei der Hand hielt, mit sich fort und blieb vor einer Gruppe von Portraits stehen, von denen der Prinz nicht begriff, was den Herzog so sehr daran fesselte.

Dem Herzog mochte das selbst einfallen; denn er

ließ die Hand des jungen Kenners los und sagte: Verzeihen Sie, Monseigneur. Dieses Portrait fesselt mich, weil ich das Original kenne und wohl wissen möchte, wie dies Bild hierher gekommen. Es ist sprechend ähnlich und scheint mir gut gemacht zu sein; ich will es kaufen. Der Prinz, nachdem er das Bild genauer angesehen und die Feinheit der Auffassung und Ausführung bewundert hatte, fragte einen ihm bekannten, neben ihm stehenden Maler, ob er nicht wisse, von wem das Bild sei; es stehe nicht im Katalog vermerkt. Der Maler wußte es zufällig. Er heißt Daginski, sagte er, und befindet sich jetzt eben in der Galerie; wollen Ew. Hoheit ihn sprechen? Daginski! rief der Prinz mit einiger Lebhaftigkeit — das ist dieser Schelm, bei dem ich vor länger als einem Jahre eine Magdalena bestellte, die ich noch nicht erhalten habe. Geschwind, mein Herr, sofern es Mylord von Amundeville genehm ist, führen Sie uns zu ihm.

Man trat in den nächsten Saal, und der Maler zeigte auf einen jungen Mann, welcher am Fenster lehnte und völlig im Anschauen einer nicht mehr jungen, aber auffallend schönen Frau vertieft war, welche, unfern von ihm, einigen Landschaften ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Der Prinz, welcher den ältern Daginski sehr bevorzugt hatte, fühlte sich in

seiner Erwartung getäuscht, als er den Neffen erblickte, welchem er doch nicht ganz die Fähigkeiten seines Oheims zutrauen mochte. Der Herzog von Amundeville schritt dagegen mit lebhaftem Interesse auf Mario zu. Sie heißen Daginski? — fragte er — Sie sind Pole?

Pole, wenn Ew. Hoheit wollen — auch Deutscher! entgegnete Daginski.

Haben Sie das weibliche Portrait, welches im nächsten Saale hängt, nach der Natur gemalt?

Aus der Erinnerung, Ew. Hoheit.

Sie werden mir morgen um zehn Uhr das Vergnügen machen, in mein Palais zu kommen! sagte der Herzog freundlich grüßend. Zugleich nehme ich die Gelegenheit wahr, Sie meinem Freunde, dem Prinzen von C., vorzustellen und zu empfehlen. Er versteht etwas von der Kunst und ist deßhalb ein besserer Mäcen, als ich.

Mario verbeugte sich, während der Prinz ihn von oben bis unten ansah. Sie haben einen Oheim in Berlin! sagte letzterer, bei dem ich vor langer Zeit eine Magdalena bestellte —

Ich weiß es! entgegnete Daginski, doch war mein Oheim schon vor Monseigneurs gütiger Bestellung mit

Aufträgen überhäuft. Er machte mir Hoffnung, daß Ew. Hoheit auf mich die gewünschte Arbeit übertragen würden.

Was auch geschehen kann, sobald ich hinreichende Proben Ihres Talentes habe! erwiderte der Prinz; Ihr Oheim hat mit mir von Ihnen gesprochen. Vor allen Dingen mußten Sie sich aber bei mir melden. Sie sehen, daß ich Sie durch einen Zufall entdecke.

Ich wollte mich nicht vorstellen, sagte Daginski, ohne ein Modell zu dem Bilde zu haben, mit welchem, wie ich wußte, Ew. Hoheit mich beauftragen würden. Vor wenigen Tagen habe ich in einer Dame, welche ich heute durch Zufall hier wieder antreffe, ein solches in höchster Vollendung entdeckt. Wenn Ew. Hoheit geruhen wollen, sich jene schwarzgekleidete Frau anzusehen, welche dort unten die Landschaften betrachtet —

Es war Mrs. Blomfield. Der Prinz betrachtete sie mehrere Minuten lang mit prüfendem Blicke und wandte sich dann zu Mario. Ich sehe, sagte er, daß Sie Geschmack und Urtheil haben; das ist der schönste Magdalenenkopf, den ich je gesehen. Ich werde meinem Diener befehlen, dieser Dame von weitem zu folgen; Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, als sich zum Malen bereit zu halten. Die Empfehlung

Ihres Oheims bürgt mir für ihr Talent, und ich bin zu glücklich, fügte er halb gegen seinen Begleiter gewandt, hinzu, der Empfehlung Mylords von Amundeville Ehre zu machen.

Kapitel II.

„Man hält mich hier
Gefangen wider alle Völkerrechte."
Schiller.

Es war am andern Morgen um zehn Uhr, als ein Diener dem Herzog Herrn Maler Daginski meldete. Der Herzog war nicht allein; eine Dame saß in einer Ottomane neben seinem Stuhle. Er befahl, den Maler in's Vorzimmer zu führen, und fügte hinzu, daß er in einem Augenblicke bei ihm sein wolle.

Die Dame in der Ottomane hatte sich bei Nennung von Daginski's Namen aufgerichtet, und ihre leidenden Züge hatten sich belebt. Wie heißt der Maler, der sich so eben bei Ihnen melden ließ? fragte sie, als der Diener sich entfernt hatte.

Er heißt Daginski! erwiderte der Herzog kurz, und um den armen Menschen nicht so lange antichambriren zu lassen, will ich meine Rede von vornhin schnell zu Ende bringen. Sie sind zu ungerecht, sowohl gegen mich, wie gegen St. Felix, Mylady Mariana, als daß

nicht an die Stelle meines verkannten guten Willens allmälig eine gewisse Erbitterung getreten sein sollte, die ich vielleicht nicht immer ganz beherrsche. Halten Sie das dem Staatsmanne zu gute, den viele Sorgen drücken. Ueber was hätten Sie sich sonst mit Recht zu beklagen?

Wenn diese Frage mich nicht empörte, rief Mariane aus, so verdiente ich nicht den Namen eines fühlenden Menschen. Beklagen, mich beklagen! — Mein Schicksal ist so gräßlich, daß keine Klagen dasselbe fassen oder erleichtern können. Ich verdenke es Ihnen nicht, daß Sie Ihrem Sohne die Hand boten — eine mächtige Hand fürwahr! — um ihn von einer Fessel zu befreien, die ihn drückte — was kümmerte Sie das Glück und die Ehre einer Frau, die sich für Ihren Sohn mit Freuden dem Tode entgegengeworfen hätte? — Ich klage Sie nicht an, weil Sie uns scheiden ließen; Sie waren in Ihrem Recht. Aber falsche Vorwände zu brauchen — die Richter zu bestechen, meinen Selbstanklagen kein Gehör zu geben, — und sich dann eine Gewalt über mich anzumaßen, zu welcher Ihnen weder ein göttliches, noch ein menschliches Gesetz das Recht gab — mich gefangen zu halten — gefangen wider Gerechtigkeit, Sinn und Vernunft — das ist zu viel — das ist, um den Verstand zu verlieren.

Lady Mariane, sagte der Herzog kalt, es ist ein trauriges Ding um einen Menschen, der in seinem vierzigsten Jahre noch nicht gelernt hat, was zu seinem Frommen dient, und dem man sein Glück und seine Ehre mit Gewalt aufdringen und bewahren muß. Ich habe St. Felix geschworen, daß Sie nicht unglücklich werden sollten; hätte ich's nicht gethan, so würde dieses für Sie Beide so unpassende Band wahrscheinlich noch heute der Form nach bestehen. Ich habe Ihre tollen Racheschwüre gehört, deren Erfüllung doch nur Ihnen allein geschadet hätte; ich habe mit den Richtern Vernunft geredet — nichts weiter; von Bestechung ist keine Rede gewesen. Um Sie vor Handlungen zu bewahren, welche Untergang für Sie und ewige Schmerzen für meinen Sohn herbeigeführt hätten, hab' ich mir die Aufgabe gesetzt, Sie mit eignen Augen zu bewachen. Ich habe mehr als das gethan, damit mein Sohn nicht unglücklich werde.

Beschimpfen Sie mich nicht durch diesen kalten Hohn! rief Mariane; das Unglück soll man ehren; und mich dünkt, daß Sie mich achten sollten, weil ich noch leben, weil ich noch denken kann. Sie sind ein stolzer Mann, Mylord von Amundeville — Sie sind ein geistreicher Mann! Und wenn St. Felix nicht genug Muth besaß, mich gebrandmarkt leben oder mich

sterben zu sehen, während er doch den Muth hatte, mein Herz in den Staub zu treten, alles Vergangene zu vergessen und mich aufzuopfern — Sie hätten sich nicht zum Träger und Verfechter einer solchen Feigheit machen müssen.

Madame, Sie rasen! sagte der Herzog — ich weiß nicht, warum ich Sie anhöre.

Mylord! erwiderte Mariane, indem sie aufstand und die Hände des Herzogs ergriff — geben Sie mir meine Freiheit wieder! lassen Sie mich hinaus in die Welt, die ich frei und ungehindert hassen darf! — halten Sie mich nicht gefangen in diesen vergoldeten Prachtgemächern, die mir schrecklicher als die kahlen Wände des deutschen Irrenhauses sind. Ich kann es nicht ertragen, Ihnen verpflichtet zu sein — ich kann es nicht, Mylord! — Ich habe einen Stolz, der dem Ihrigen ebenbürtig ist — versagen Sie mir die Achtung nicht, die Sie mir schulden.

Sie sind frei, Madame, sobald Sie einen Eid darauf ablegen wollen, nichts gegen sich selbst zu unternehmen. Sie haben Ihr Schicksal in Ihrer Hand, denn ich bin gewiß, daß Sie keinen Meineid schwören werden. Erlauben Sie mir jetzt, mit meinem Maler zu sprechen; ich stehe später wieder zu Ihrer Verfügung. Nehmen Sie inzwischen die Versicherung, welche

meine Handlungsweise, wie ich hoffe, bekräftigt, daß ich Ihr Unglück so sehr ehre, als ich kann, und an Ihnen nichts weiter auszusetzen habe, als daß Sie in Ihrem Unglück nicht immer vernünftig sind. Hiermit öffnete der Herzog die Thür und trat mit vieler Freundlichkeit zu dem Maler.

Mariane stand einen Augenblick lang still, um ihre Gedanken zu sammeln; dann folgte sie dem Herzoge und heftete auf den jungen Maler ihre großen forschenden Augen. Dieser Name, murmelte sie — dieser Name und diese Züge!

Der Herzog befragte Mario über die genaueren Umstände seiner Bekanntschaft mit dem Original seines Bildes, und Mario antwortete der Wahrheit gemäß, aber mit dem Ausdrucke der entnervenden Melancholie, aus welcher ihn bis dahin keine moralische Anstrengung — keine geistige Thätigkeit zu reißen vermocht hatte. Wie gern hätte er den Herzog nach ihr gefragt! Aber er wagte es nicht; unter welchem Vorwande hätte er es thun sollen? Der Herzog war gütig; aber nichts destoweniger würde er eines armen Malers Gefühl für eine, welche sein Sohn liebte, für Frevel oder Wahnsinn gehalten haben; Daginski wollte keinen mitleidigen Blick von diesem Manne.

Der Herzog, als er erfuhr, daß Daginski mit

Allerien im Hause des Pianisten Henry in Wien zusammengetroffen war, beschloß, ihn noch ganz genau über jene Zeit und die Person Henry's auszufragen; denn er gehörte zu denjenigen Menschen, welche Alles wissen können und doch nie genug zu wissen glauben. Ihr Bild, sagte er, wird mit Ihrer Erlaubniß aus Ihrem Besitz in den meinigen übergehen; Sie haben den Preis zu bestimmen. Im Uebrigen hoffe ich, Sie oft bei mir zu sehen; ich werde bisweilen mit Ihnen plaudern und habe viel Arbeit für Sie.

Daginski verneigte sich dankend. Ew. Hoheit thun mir zu viel Ehre an; nur eins möchte ich mir zu bemerken erlauben. Das auf der Ausstellung befindliche Portrait kann ich nicht verkaufen; auch können Ew. Hoheit es nicht bezahlen. Die Arbeit ist nichts werth; den Gegenstand wiegen aber alle Reichthümer der Welt nicht auf. Nicht aus Künstlerstolz, sondern aus einem Motiv, welches Ew. Hoheit vielleicht errathen, möchte ich es Ihnen schenken, wenn Sie es erlauben wollten.

Der Herzog lächelte und sann einen Augenblick lang nach. Ich nehme Ihr Geschenk an, sagte er dann, indem er dem Maler die Hand reichte; es soll nicht Ihr Nachtheil gewesen sein, es mir angeboten zu haben.

Ob dieser Maler Alexiens Verhältniß zu ihm und St. Felix kannte? — Der Herzog wußte es nicht; aber die Wirkung von Daginski's so einfachen Benehmen war unausbleiblich. Nichts setzt bei einem Mächtigen besser und fester in Gunst, als wenn man, wissentlich oder unwissentlich, zu gelegener Zeit einer ihrer schwachen Seiten entgegenkommt. Der Herzog war entzückt von Daginski; ein Paar Tage lang unterhielt er den Prinzen von C. und alle Maler, welche ihm in der Galerie begegneten, von dem Interesse, welches dieser junge Daginski ihm einflößte, und versicherte Jeden, daß er denselben in seinen besondern Schutz nehmen werde.

Kapitel III.

„Ma di tanto furor, di tanto affanno
Qual ebbe mai cagion?“
„Il tutto
Scoprirti io non ricuso, ma egli è d'uopo
Che qui t'arresti per brev 'ora!“
Maffei.

Quel était votre état, votre rang, votre père?
Voltaire.

Das letzte Kapitel wird den Leser über Marianens Schicksale seit ihr Scheidung von St. Felix Aufschluß gegeben haben; es wird unnöthig sein, noch etwas darüber hinzuzufügen. Im Hause des Herzogs wurde sie mit vieler Scheu betrachtet. Man war nicht genau in Betreff ihrer unterrichtet; man wagte aus Furcht nicht, neugierig zu sein; der Herzog selbst schien sie zu fürchten, weil er sie einerseits bewachen ließ und andererseits ihren leisesten Wünschen zuvorkam. Mit bewundernswürdiger Geduld erhielt der Herzog diese allgemeine Stimmung von Angst und Mißtrauen; Mariane durfte es nicht wagen, irgend einem aus ihrer Umgebung ihr Vertrauen zu schenken.

Aber dieser Daginski, seit kurzer Zeit so oft und viel im Hause des Herzogs anwesend — welche Hoffnungen baute sie auf diesen einzigen unbefangenen Menschen, der ihr seit einem Jahre zu Gesicht gekommen war! Da ihr die Gemächer des Herzogs, das Arbeitszimmer ausgenommen, stets zu Gebote standen, wenn derselbe zu Hause war, so wußte sie es fast immer so einzurichten, daß sie bei des Herzogs Unterhaltungen mit Daginski zugegen war. Der Herzog, erfreut darüber, daß sie seit einigen Tagen ruhiger zu sein schien, ließ sie gewähren. Um Daginski's Meinung kümmerte sie sich nicht. Tagelang sann sie auf Mittel und Wege, allein mit ihm sein und ihn über seine Verhältnisse befragen zu können; vergebens! — sie wurde bewacht.

Die Ausstellung war zu Ende, und Daginski's Bild wurde in das Palais des Herzogs gebracht. Mario betrachtete es mit wehmüthigen Abschiedsblicken, Mariane mit dem Ausdrucke bitterer Eifersucht, während der Herzog sich in einem Strome schwärmerischer Lobreden auf Alerien ergoß und zuletzt Marianen nicht ganz ohne Absichtlichkeit fragte, ob nicht Alles, was er sage, auf diesem Gesichte (er zeigte dabei auf das Bild) geschrieben stehe? —

Sie werden zum Dichter vor dem Bilde — ich muß also wohl an die Wundermacht des Originals

glauben! versetzte Mariane mit leichtem Spott. Doch Herr Daginski beweis't sich in der That an diesem Bilde als einen vortrefflichen Maler! Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Talente — so wie Ihnen, Mylord, zu Ihrem Schützlinge.

Sie haben alle Ursache dazu! versetzte der Herzog, während Mariane auf's Neue das Bild zu betrachten schien. Haben Sie die Magdalena für Monseigneur, den Prinzen von C., schon angefangen?

Daginski bejahte.

Mariane hatte unterdessen überlegt, daß es besser sei, den Maler in Gegenwart des Herzogs über seine Verhältnisse, welche sie ergründen wollte, zu befragen, als in's Ungewisse hinaus auf eine Gelegenheit zu warten, mit ihm allein zu sein.

Sind Sie ein Pole? fragte sie, als sie endlich von dem Bilde aufblickte.

Mein Vater war ein solcher! erwiderte Daginski; meine Mutter war eine Deutsche.

Wo leben Sie und Ihre Eltern, wenn Sie noch welche haben?

Meine Eltern sind todt! erwiderte Daginski; mich hat ein in Berlin lebender Oheim erzogen. Ich selbst habe keine bleibende Heimat; für den Augenblick betrachte ich Paris als solche.

Und sind Sie bis jetzt immer in Berlin gewesen? fragte Mariane weiter.

O nein! erwiderte der Maler. Ich bin in England geboren, meine Mutter ging erst nach Berlin, nachdem mein Vater gestorben war. Seit meinem zwanzigsten Jahre bin ich sehr unstät gewesen.

Und welches Alter haben Sie?

Ich werde fünfundzwanzig Jahre.

Mariane schwieg einen Augenblick, wie es schien in tiefes Nachdenken versunken; dann sagte sie plötzlich mit Ruhe: Sie sind jung, Herr Daginski; Sie leisten viel für Ihre Jahre; Ihr Talent entzückt mich wahrhaft. Sie können ein großer Künstler werden, und da Seine Hoheit der Herzog, so wie der Prinz von C. Ihnen ihre Gunst zugewendet haben, so wird Ihnen bald weder Gold noch Ruhm fehlen. Ich wünschte, daß auch ich Ihnen einen Auftrag geben dürfte.

Und welchen, Madame? fragte der Herzog mit Feinheit — Sie wissen, daß Ihre Wünsche Gesetz sind.

Mariane seufzte tief auf; dann näherte sie sich dem Herzog mit einem von Wehmuth umflorten Gesicht. Ich möchte ein Bild von St. Felix haben! sagte sie schüchtern — es ist ein bescheidener Wunsch. Lassen Sie diesen Daginski jenes Portrait, welches auf Ihrem Schreibtische steht, für mich in ein Medaillon copiren!

Dieser Ring — und Mariane zeigte auf einen Solitair, den sie am Finger trug, wird ihn bezahlen.

Der Herzog erröthete flüchtig. Ich bin sehr glücklich, sagte er, Ihnen einmal einen Wunsch gewähren zu können. Nur möchte ich dies Bild, welches mir sehr lieb ist, nicht gern aus den Händen geben. Herr Daginski müßte sich bequemen, es hier im Palaste zu malen.

Das hatte Mariane gewußt und gewollt. Sie erklärte dem Herzoge, daß es Ihr sogar Vergnügen machen würde, dem Maler zuzusehen, wenn es ihr gestattet würde. Der Herzog hatte nichts dagegen. Er hatte keinen Grund, in Marianens einfacher Bitte einen Hinterhalt zu argwöhnen; auch war sie nie allein. Es wurde also ein Zimmer im Palast zum Atelier eingerichtet, und Daginski erschien am nächsten Tage, um die Copie zu beginnen.

Mariane und ihre Kammerfrau saßen neben Daginski's Staffelei, und Erstere unterhielt sich mit dem Maler auf die harmloseste Weise. Sie sprach von Physiognomik — von Sympathieen und Aehnlichkeiten. Sie z. B., sagte sie, kommen mir bekannt vor, obgleich ich Sie nie gesehen habe.

Und ich, erwiderte Daginski, finde eine sprechende Aehnlichkeit zwischen Madame und einer jungen Frau,

welche ich recht gut kannte — einer Landsmännin. Ich würde Madame, den Zügen nach, ebenfalls für eine Polin halten.

Wirklich? warf Mariane hin — nun denken Sie, Herr Daginski, daß ich weiß, wie ich aussehe? Aus dem Bilde, welches der Spiegel uns zeigt, ziehen wir keine Anschauung unser selbst; ich glaube, daß wir diese nur gewinnen, wenn wir uns gemalt sehen.

Eine Behauptung, für die sich Vieles sagen läßt! erwiderte der Maler. Haben Madame sich nie im Bilde erblickt?

Ich wurde nie gemalt! erwiderte Mariane, und könnte beinahe Lust bekommen, meine Züge einmal auf Papier oder Leinwand zu sehen. Wie, wenn Sie zugleich mit diesem Medaillon eins mit meinem Bilde machten? — Wir könnten den Herzog damit überraschen.

Ich stehe zu Befehl! erwiderte Mario.

Was meinen Sie, Sophie? fragte Mariane ihre Kammerfrau.

Mylady wissen, daß alle ihre Wünsche Gesetz sind! versetzte die Dienerin.

Wird es den Herzog angenehm überraschen? fragte Mariane weiter.

Er wird ohne Zweifel sehr glücklich darüber sein! erwiderte die Gefragte seufzend.

Eine Thorheit! sagte Mariane halb scherzend — und der Herzog wird lachen — aber sei es drum! — Beginnen Sie sogleich, Herr Daginski — machen Sie wenigstens eine Skizze!

Daginski begann; die Zeichnung wurde sehr ähnlich. Mariane schien entzückt davon zu sein, besonders als dieselbe am zweiten Tage der Vollendung näher rückte. Gefällt Ihnen der Anzug? fragte sie plötzlich — ich finde diese Mantille geschmacklos.

In der That, erwiderte Daginski — schwarz oder violett wäre besser.

Sophie! sagte Mariane — meinen Ueberwurf von violettem Sammt.

Sophie entfernte sich.

Marianens Herz klopfte hörbar; sie stand auf und näherte sich dem Maler, welcher ruhig auf die Arbeit blickte, bis er sich leise an der Schulter berührt fühlte. Mariane stand neben ihm mit glühenden Wangen; sein erstes Gefühl war eine Art von Entsetzen, sein zweites eine unwillkürliche Scheu und Verlegenheit — — wer war denn diese Frau? — —

Herr Daginski! sagte sie leise und schnell, aber mit einem Tone, der aus der tiefsten Tiefe einer

verwundeten Seele kam — Herr Daginski, ich bin unglücklich. Könnten Sie sich entschließen, eine Verrathene zu retten?

Madame! stammelte der Maler.

Ja oder nein! — schnell — Sie hören, daß man kommt!

Ich verweigerte nie etwas, was ich mit Ehren thun konnte! erwiderte der bestürzte Mario.

Was ich verlange ist eine Kleinigkeit, aber für mich mehr werth, als alle Schätze der Welt — — Das Violett muß sich gegen diesen Hintergrund wundervoll abheben! sagte Mariane.

Hier trat Sophie in's Zimmer.

Eine ganze Woche lang sollten Sie noch an diesen Bildern zu feilen haben? fragte Mariane mit ungläubigem Ton und einem verstohlenen, gebietenden Blick.

Allerdings, Madame! erwiderte der Maler unwillkürlich — wenigstens eine Woche noch.

Wie langsam das geht! — Schade! murmelte Mariane zu Sophien gewandt.

An demselben Abend berichtete Sophie dem Herzog die Erlebnisse des Tages. Sie war in die Falle gegangen. Sie glaubte im Ernste, daß sich Mariane für den Herzog hatte malen lassen. Gleich der übrigen Dienerschaft hielt sie Mariane für eine Geliebte

des Herzogs, die er, Gott weiß aus welchen Ursachen, so streng bewachen ließ. Die Macht des Herzogs imponirte seinen Dienern so sehr, und Alle befanden sich zugleich so wohl in seinem Dienste, daß Keiner wagte, seiner Neugier oder Schwatzhaftigkeit die Zügel schießen zu lassen. Sophie hielt es nicht für unnatürlich, daß Mariane sich für Jemanden, der sie zugleich liebte und tyrannisirte, malen ließ. Mariane hatte so harmlos von der Ueberraschung gesprochen, die sie dem Herzog bereiten wollte; der Umstand war unbedeutend, und sie verschwieg ihn.

Daginski malte noch mehrere Tage an den beiden begonnenen Bildern.

Sagten Sie nicht gestern, daß Sie in den nächsten Tagen nicht kommen können? fragte Mariane eines Morgens.

In der That ist es so! — erwiderte Daginski, für den Mariane etwas zugleich Abstoßendes und Anziehendes hatte.

Sie haben wohl an der Magdalena für den Prinzen zu arbeiten?

Allerdings; die Mrs. Blomfield hat mir einige Sitzungen versprochen.

Mrs. Blomfield! wiederholte Mariane — Mrs. Blomfield. Aber, der Herzog hatte ja Bestellungen

für Sie, welche, wie ich glaube, Eile haben — Sahen Sie ihn heute schon?

Ich wollte mich gern, ehe ich fortgehe, zu Seiner Hoheit verfügen! erwiderte Daginski — er sagte mir gestern von einem Bilde.

Sie werden ihn nicht mehr treffen, versetzte Mariane — er begiebt sich jetzt in die Kammer und ist heut Abend zur Tafel beim König. Sophie, Sie könnten schnell nachsehen, ob der Herzog noch da ist — aber eilen Sie, damit Sie unverzüglich Bescheid bringen können.

Sophie ging.

Herr Daginski — rief jetzt Mariane — jetzt oder nie! — Ich bin verrathen und gefangen; ich frage Sie, ob Sie mich retten wollen. Irgend wo in der Welt lebt die berühmte Fürstin Romana Jaraczewska — Sie werden das Wo leicht erfahren. Ihr werden Sie dieses Bild — mein Bild — schicken oder überreichen. — Das ist Alles, was ich von Ihnen verlange! —

Aber Madame! — ich weiß nicht — ich kenne nicht die Verhältnisse —

Marianens Herz klopfte zum Zerspringen, vor der furchtbaren Angst der Erwartung; sie warf sich dem Maler zu Füßen. Mario! rief sie, Sie retten mir

durch diese Handlung mehr als das Leben, und für sich selbst werden sie etwas erringen, was Ihnen die Gunst dieser Mächtigen entbehrlich machen wird!

Der Maler war aufgesprungen. Um Gotteswillen Madame, stehen Sie auf! rief er; bedenken Sie, was Sie thun!

Ich hab's bedacht! erwiderte Mariane. Wenn Sie mir das Versprechen weigern, so bleibe ich in dieser Stellung, bis Sophie zurückkehrt, und werfe die Folgen auf Ihr Gewissen. Spielen Sie nicht mit der Verzweiflung einer Frau, die nichts zu verlieren hat.

Ich will es thun! sagte Daginski von der Gewalt des Augenblickes übermannt.

Können Sie schwören?

Ich schwöre!

Mariane stand auf; sie fuhr mit dem Taschentuche über das Gesicht und war so blaß und scheinbar ruhig als zuvor; Daginski steckte das Medaillon zu sich.

Es dauerte noch mehrere Minuten, ehe Sophie zurückkehrte. Der Herzog war eben fortgefahren, hatte aber Sophien noch gesehen und ihr an Herrn Daginski die Bitte aufgetragen, am nächsten Tage, so früh es ihm möglich sein würde, zu ihm zu kommen.

Kapitel IV.

„Die Todten, schreien sie, seien erstanden."
Schiller.

Daginski hatte in der grenzenlosen Ueberraschung und Bestürzung, welche Marianens kühne Bitte ihm verursacht, nicht daran gedacht, ihr zu sagen, daß die Fürstin Jaraczewska in Paris sei; es fiel ihm dies erst ein, als er sich, er wußte selbst nicht wie, außerhalb der Prachtgemächer des Palastes und zwar im Freien befand. Hier kehrte ihm erst die Ueberlegung zurück, und mit Bedauern sah er sich durch eine Frau, die er nicht im Mindesten kannte, in ein Abenteuer verwickelt, dessen geringste und, wie es schien, unausbleibliche Folge der Verlust der Gunst des Herzogs war. Indessen hatte er sein Wort gegeben — er hatte geschworen, und unter allen Umständen war sein Eid ihm heilig. Er beschloß also, den zweideutigen Auftrag sofort auszurichten, und begab sich zu dem Zwecke in das Hotel, welches die Fürstin Jaraczewska bewohnte.

Romana war allein, als Daginski sich melden ließ. Sie hatte in demselben Augenblicke den Brief ihres londoner Correspondenten erhalten, dessen Herr von Meyen in seiner Unterredung mit Lord Teevendale erwähnt hatte und der, wie der Leser sich erinnern wird, Alerien zum Gegenstande hatte. Romanens Verhältniß zu Meyen hatte sich im Laufe des letzten Jahres noch immer fortgesetzt — rein aus dem Grunde, weil keiner die Initiative zu einem völligen Bruche ergreifen mochte. Romana war gerade im Begriff, den eben empfangenen Brief an Meyen zu schicken, als Daginski gemeldet und empfangen ward und seinen seltsamen Auftrag ausrichtete.

Der stärkste elektrische Schlag kann nicht mächtiger wirken, als der Anblick des Portraits, welches Daginski hervorholte, auf die Fürstin wirkte. Sie sprang von ihrem Sitze auf und faßte Daginski's Arm mit solcher Heftigkeit, daß er sich eines Schmerzlautes nicht enthalten konnte. Sie war unfähig ein Wort hervorzubringen.

Die Gewalt ihrer Bewegung ergriff den Maler; es leuchtete ihm ein, daß hier etwas Außerordentliches vorgehe. Er wartete in großer Spannung, bis die Fürstin sich einigermaßen gefaßt hatte.

Diese Dame — das Original dieses Bildes, stam-

melte Romana endlich, haben Sie mit eignen Augen gesehen?

Ich habe dieses Bild gemalt, Madame! erwiderte Daginski. Das Original lebt, scheinbar gezwungen, im Palast des Herzogs von Amundeville.

O Gott, rief Romana, indem sie sich bekreuzte und die Augen gen Himmel richtete — Deine Wege sind unbegreiflich! Herr Daginski, wir stehen möglicher Weise an einem Abgrund von Abscheulichkeiten, den wir nicht zu ermessen vermögen. Dieses Bild ist das meiner seit Jahren todtgeglaubten Schwester, der Lady Mariane Fitzgerald!

Daginski's Erstaunen und Entsetzen kam dem Romanens beinahe gleich. Er vergaß alle seine Angst. Mit der größten Genauigkeit berichtete er Romanen auf deren Fragen Alles, was er von Marianen gehört und gesehen hatte.

Ja, hätte Romana in diesem Augenblicke vermocht, das Meer von Gedanken, in welches diese Entdeckung sie stürzte, in Worte zu fassen! — Sie vermochte es nicht. In dem Chaos der sich drängenden und verdrängenden Vorstellungen erhielten sich nur einige wenige über den andern schwebend, welche sie in abgerissenen Sätzen gegen Daginski äußerte.

Mariane lebte also, und mit ihr lebte (welcher Mensch vergäße wohl jemals über einem fremden Objekte die eigenen Interessen?) — eine Hoffnung endlicher, völliger Aufklärung über den Sohn Romanens und des Herrn von Meyen!

Dies war Romanens erster deutlicher Gedanke und blieb an diesem Tage auch ihr letzter. Sie bat Daginski, sie zu verlassen und am nächsten Morgen wiederzukommen. Ich rede wirr und ohne Zusammenhang! sagte sie; morgen werde ich gefaßter sein. Mein Verstand steht still; ich glaube fast zu träumen. Mariane, lebend im Palaste des Herzogs von Amundeville — Mariane, welche vor beinahe zehn Jahren in Deutschland gestorben sein sollte! — Wie kommt Mariane zu dem Herzog von Amundeville?!

Daginski fragte, ob Romana den Herzog kenne; sie verneinte es. Hören Sie mich an! sagte sie — meine Schwester lebte unglücklich mit meinem Schwager; er kam einmal mit der Nachricht aus Deutschland zurück, daß sie gestorben sei. Man zweifelte nicht daran. Vor nicht zwei Jahren verschwand mein Schwager aus London — es hieß und es heißt noch immer, er sei verreis't; wahrscheinlich ist er nach Amerika. Er muß an meiner Schwester ein Verbrechen begangen, und der Herzog, der sie gefangen hält, so

wie sein Sekretair Blomfield, der mit ihm verschwunden ist, müssen seine Mitschuldigen sein!

Blomfield, wiederholte Daginski, indem er Romanen mit wachsendem Erstaunen zuhörte — Blomfield, sagten Sie?

Das ist der Name des Sekretairs meines Schwagers Fitzgerald.

War er verheirathet? fragte Daginski mit Hast.

Er war verheirathet! erwiderte Romana — er hatte eine schöne, bildschöne Frau, welche wahrscheinlich in manche Geheimnisse meines Schwagers eingeweiht war — theils durch ihren Mann, theils durch Fitzgerald selbst.

Ich male eine Mrs. Blomfield! brach Daginski aus — eine, wie Sie sagen, bildschöne, obschon nicht mehr junge Frau — male sie als Magdalena für den Prinzen von C—!

Mrs. Blomfield? — rief Romana. — Wäre es möglich? — Blaß — schwarze Augen und Haare — wundervolle Hände und Arme — eine große, noch immer schöne und volle Gestalt —

Sie zeichnen sie! rief der Maler.

Und ihr Mann klein, mit struppigem, braunem Haar und klugen, grauen Augen — ?

Das Alles paßt auf ein Haar!

O, Herr Daginski! rief Romana, Sie sendet mir der Himmel zum Vertrauten! — Das ist eine Fügung der Vorsehung! So viele Spuren — so viele Schlüssel zur endlichen Lösung des Räthsels unserer Schicksale, und Sie als Wächter vor allen den Pforten, zu denen diese Schlüssel passen! Sie stehen bereits zwischen mir und Marianen und diesem Herzog von Amundeville, welcher Sie, wie Sie vorhin sagten, mit seiner Gunst beehrt — Sie stehen zwischen mir und diesen Blomfields, welche mit meinem Schwager auf das Engste verbunden sind! — Sie mögen wollen oder nicht, Sie müssen mich und mein Leben kennen lernen, mir die Hand dazu bieten, diese Geheimnisse zu erforschen und die Personen ergründen helfen, welche dieselben bewahren. — Hören Sie, Mario! — Sie müssen — Sie mögen wollen oder nicht!

Romanens Augen hatten bei diesen Worten jenen Ausdruck angenommen, mit welchem sie früher niemals an einen Mann eine Fehlbitte gethan hatte.

Madame! erwiderte Daginski scheu, — ich tauge nicht dazu, Jemanden auf kluge Weise auszuforschen. Mein Herz legt Ihnen ehrerbietig seine wärmste Theilnahme zu Füßen. Heißen Sie mich vor aller Welt für Sie handeln — ich will es thun; nur zum Spion brauchen Sie mich nicht. Der Herzog von Amunde-

ville ist mein Gönner; er scheint ein edler Mann zu sein; er wird Ihnen keine Aufklärung versagen. Im schlimmsten Falle steht Ihnen der Arm der Gerechtigkeit zu Gebote.

O, sagte Romana, der Arm der Gerechtigkeit, die, wie Sie wissen, eine blinde Göttin ist, schlägt bisweilen auch denen, zu deren Vertheidigung man ihn in Anspruch nimmt, unheilbare Wunden. Kann ich wissen, ob das Schicksal meiner Schwester von der Art ist, daß es Veröffentlichung verträgt? Könnte das Unglück sie nicht möglicherweise zu einer Schuldigen gemacht haben? Kann ich wissen, ob sie wünscht, daß mein Schwager verfolgt und angeklagt werde? — Nein, ich muß Marianen gesehen und gesprochen haben, ehe ich zu handeln beginnen kann!

Sie haben Recht! versetzte Daginski. Der Fall, den Sie anführen, ist von mir nicht bedacht worden.

Und Sie könnten mir Ihre Hülfe versagen, nahm Romana wieder das Wort, wenn vielleicht mehr als eines Menschen Leben und Glück — wer weiß, ob nicht Ihr eigenes, mit in Ihrer Hand liegt? — Können Sie mein Vertrauen verschmähen, Mario, wenn ich Ihnen sage, daß für den Augenblick Alles, was mich noch an's Leben fesselt, in Ihrer Hand liegt?

Madame, sagte Daginski, ohne Romanen anzusehen — ich glaube beinahe, daß ich von dem, was Sie mir zu vertrauen gesonnen sein möchten, ziemlich gut unterrichtet bin. Mein Oheim kannte durch einen besonderen Gönner, welcher Herrn von Meyen's Freund war, Ihr Verhältniß zu Letzterem; auch mir ist dasselbe nicht fremd geblieben.

Der ist kein Mann, Mario, flüsterte Romana, der einer Frau, deren Geheimnisse der Zufall in seinen Besitz gebracht hat, seine Freundschaft weigert, wenn sie dieselbe fordert. Der ist kein Mann, der seine Hand zurückzieht, wenn es gilt, einem Vater seine Kinder wiederzugewinnen.

Ich verstehe Sie nicht, Madame! — stammelte Daginski. Suchen Sie denn noch immer Ihren Sohn, den Sie doch längst in der Person des Viscount Arlington gefunden haben?

Ob er es ist, wird mir Mariane sagen! erwiderte Romana. Es bleibt mir also noch Hoffnung, dem Herrn von Meyen an einem Tage seinen Sohn und seine verlorene Tochter wieder zuzuführen.

Seine Tochter? — welche Tochter? fragte Daginski.

Seine Tochter Alexia.

Alexia! wiederholte Daginski — was ist mit ihr? — Haben Sie sie gefunden?

Man schreibt mir, erwiderte Romana, auf einen auf dem Schreibtisch liegenden Brief zeigend, daß sie mit St. Felix in London lebt. Das werde ich dem Herrn von Meyen heute schreiben.

Der Maler stand wie niedergedonnert; Romana sah ihn an und verstand ihn; sie kannte diese Empfindungen. Gehen Sie, Herr Daginski! sagte sie mit Kälte, indem sie das schöne Haupt zu Boden senkte und sich wegwandte.

Daginski wußte nicht, was er that; vor seinen Augen brannte Alles durcheinander. Machen Sie mit mir, was Sie wollen, Madame! rief er endlich — aber die, welche Sie vorhin nannten, die überlassen Sie ihrem Schicksal — ihrem Glück! — Gegen sie unternehmen Sie nichts!

Romana sank auf eine Ottomane, wie von ihren Gefühlen aufgerieben; sie winkte Daginski zu wiederholten Malen, sich zu entfernen, und er stürzte hinaus. Als sie allein war, erhob sie sich; sie trat an ihren Schreibtisch und ergriff eine Feder, um an Meyen das Resumé von den Erlebnissen dieses Tages zu berichten. Als sie den Brief beendet, stand sie auf. Er ist

auf's Neue in meiner Gewalt! sagte sie zu sich selbst. — Und was dich betrifft, fügte sie hinzu, indem sie nach der Thür blickte, durch welche Daginski verschwunden war — auch dich zu beherrschen, habe ich das Mittel gefunden.

Kapitel V.

„Ein Herz, das sich zwischen seinem Gott und Abgott theilet, das gern fromm sein möchte, wenn es nur nicht aufhören sollte zu lieben."

Lessing.

„To this doom
But what conducted, if the question 's fair
Is that which I would learn."

Byron.

Die Nacht verging, ohne weder für Daginski noch für Romana Schlaf zu bringen. In seiner Angst um Alerien, in seiner Begier, etwas Näheres über sie zu erfahren, in seiner eifersüchtigen Wuth, als er es für gewiß hörte, daß sie St. Felix angehöre, vermochte er keine Minute lang, sich selbst zu entfliehen. Vergebens sprach am nächsten Morgen die Stimme der Ehre — vergebens warnte ihn die Furcht vor unbekannten Gefahren, welche ihm begegnen mußten, wenn er dieser lockenden Circe auf ihren schlüpfrigen Pfaden folgte — er mußte hin. Mit hundert Sophistereien — mit unaufhörlichen Wiederholungen des einen Wortes,

daß er mit Romanen der Gerechtigkeit dienen werde, übertäubte er die Stimme, welche ihm sagte, daß er ihr nicht zum zweitenmal entfliehen werde, und daß es unmöglich sei, ihre Sache auf geradem und ehrenhaftem Wege zu fördern, auch wenn die Sache selbst nicht zu verdammen sei. Er eilte zu Romanen; er warf sich ihr zu Füßen. Er wußte nicht, was er ihr sagte; aber Romana lächelte, denn sie verstand ihn und verachtete ihn, als einen dieser trostlosen Schwächlinge, deren Ehrlichkeit zu nichts weiter gut ist, als von Courtisanen und ehrgeizigen Intriganten für ihre Zwecke benutzt zu werden. Er hatte sie in abgerissenen Worten gebeten, Alexien glücklich sein zu lassen, wie sie könne und wolle. Armer Mario! erwiderte Romana — der Brief an Herrn von Meyen, der von Alexien handelt, ist abgesandt. Herr von Meyen wird nach London eilen und seine Tochter zurückfordern. — Daginski preßte die Hand auf die Augen. — Und welche Ursache, sagte Romana nach einer Pause, haben Sie, darüber zu trauern? — Sie haben dieses Mädchen geliebt, nicht wahr, Mario? — Nun wohl! — hier gilt Vertrauen gegen Vertrauen — ich liebte St. Felix. Könnten Sie erwarten, daß ich es ertragen würde, meine Nebenbuhlerin in seinen Armen glücklich zu sehen? — Herr von Meyen wird sie wieder erlangen

und dann, Mario, ruht ihr Schicksal in meiner Hand allein, vorausgesetzt, daß ich von Marianen die gewünschten Aufschlüsse erhalte.

Um einen Engel in's Elend zu stürzen! rief Daginski. Ich werde mein Haupt, so wenig wie Sie, mehr in Frieden niederlegen können.

Sie sind ein zartsinniger und, bei Gott, ein uneigennütziger Liebhaber! sagte Romana mit leichtem Spott. Sie sollten über einen Schritt jauchzen, der Ihnen — ja, Ihnen, dem Maler Daginski, dem Hoffnungslosen, dem Verschmähten, die Hoffnung auf das gewünschte Glück wiedergiebt, sobald ich es will. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Ich habe zuweilen die Laune, diejenigen, welche mir dienen, glücklich zu machen; und daß ich Manches vermag — hab' ich in meinem Leben auch bewiesen.

Gnade! Barmherzigkeit! rief hier der Maler — führen Sie meine Seele nicht in Versuchung!

Sie sind ein Kind! sagte Romana achselzuckend. Denken Sie nicht mehr an das Vergangene — auch nicht an das in der Gegenwart Unabänderliche; blicken Sie vorwärts in das Paradies, welches Ihnen blühen kann, sobald wir beide wollen. Und nun frage ich Sie, ob Sie das thun wollen, was ich von Ihnen verlangen werde?



Ich will! entgegnete der Maler mit erstickter Stimme — ich will!

Romana konnte sich eines sarkastischen Lächelns nicht erwehren, indem sie bedachte, mit welcher groben List sie den Maler berückt hatte; dann sagte sie, daß sie es für das Beste halte, durch seine Vermittlung eine Unterhandlung mit Marianen anzufangen. Es möchte so lange dauern, wie es wolle — Mariane möchte noch so streng bewacht werden, so würden sich dennoch Mittel und Wege und einzelne Augenblicke der Freiheit finden, in denen Mariane ein Wort sprechen, eine Zeile schreiben könne, durch die man allmälig die Umrisse ihres Schicksals erfahren würde. Daginski ließ sich zu der Rolle des Zwischenträgers bereit finden; kam aber am nächsten Tage mit der Nachricht zu Romanen, daß der Herzog ihm das Hotel verboten habe. Sophie hatte nämlich, als sie erfahren, daß Daginski Marianens Bild mitgenommen, dem Herzog die Sache gebeichtet; es sollte eine Scene gegeben haben. Daginski hatte zwar erklärt, daß er das Bild nur mitgenommen habe, um zu Hause daran zu feilen, und daß er es wieder bringen würde; da aber der Herzog sehr richtig bemerkte, daß er es unterdessen habe zeigen können, wem er wolle, so hatte er ihn zwar ganz ruhig, aber eben so bestimmt entlassen.

Da nun Romana aus den oben angeführten Zartsinnigkeitsgründen die Sache nicht in die Hände der Gerichte legen wollte, bevor sie Marianen gesprochen, blieb ihr nichts übrig, als persönliche Einwirkung auf den Herzog. Da dieser aber ihre Absichten so leicht errathen konnte, so war es ihm auch nicht schwer, dieselben zu vereiteln. Er ließ Romanen gar nicht an sich heran; sie mochte thun was sie wollte — er gab ihr kein Feld, auf dem sie manövriren konnte.

Romana suchte sich also einen neuen Beistand. Sie dachte an einen Sachverständigen — sie dachte an Desborough. Es fiel ihr freilich ein, daß Desborough ein Mitschuldiger ihres Schwagers sein könne; indessen hatte sie keinen triftigen Grund, es zu glauben; sie wollte es darauf wagen. Sie begab sich zu ihm und theilte ihm, obwohl mit vieler Vorsicht und ohne Daginski zu nennen, die Thatsache mit. Die Ueberraschung — oder besser die Bestürzung dieses Menschen (denn vorbereitet waren sowohl er, wie Lord Fitzgerald, seit langer Zeit auf diesen Schlag), läßt sich nicht beschreiben. Er faßte sich indessen und zwar so gut, daß es Romanen unmöglich war, ihre Meinung über sein Verhältniß und seinen Antheil an den Verbrechen ihres Schwagers festzustellen. Er verbürgte sich dafür, daß Mariane fleckenlos sei und daß ihre Ehre

bei einer gerichtlichen Untersuchung nie gefährdet werden würde; indessen sei Romanens Vorsatz jedenfalls der beste. Man könne nicht wissen, was Marianen zum Herzog von Amundeville geführt habe; es sei jedenfalls nicht rathsam, etwas gegen diesen zu unternehmen. Sein Einfluß sei so groß, daß er fast über gerichtlichen Zwang erhaben stehe; überdies sei er ein so humaner und liebenswürdiger Mann, daß er sich den Vorstellungen einer zärtlichen Schwester, wie vielmehr denen einer Fürstin Jaraczewska, gewiß nicht auf die Länge verschließen würde.

Wenn Desborough nun diese Verzögerungsmethode auch einzig aus dem Grunde vorschlug, um für sich und Lord Fitzgerald Zeit zu gewinnen, so konnte Romana es nicht wissen. Desborough's Gründe stimmten so sehr mit den ihrigen zusammen, daß sie ihm Recht gab und ihre letzte Waffe zur Hand nahm. Mit allen Reizen der Schönheit und Beredsamkeit — ihrer hinreißenden Anmuth — ihrer bezaubernden Frivolität, ja selbst mit dem Pathos der tiefsten Leidenschaft und des Ernstes — und o, wie geistreich wußte Romana Ernst und Frivolität zu verschmelzen! — begann sie einen offnen Feldzug gegen den Herzog. Wie früher in ihren besten Zeiten nannte sie offen ihr Begehr, um die Erfüllung desselben (nach ihrer Weise) ehrlich

zu erkämpfen. Aber Romana hoffte vergebens. Der Herzog war ein moralischer Wallenstein; er war gefroren, stich- und hiebfest gegen die Angriffe einer Phryne; der Herzog hatte keine Sinnlichkeit. Romana kehrte nach einer letzten Anstrengung in ihr Hotel zurück, aufgelös't von Schmerz und Scham, aber auch wuth- und racheentbrannt.

Sie traf Daginski und ließ ohne Rückhalt ihre Stimmung gegen ihn aus; ihr Gefühl war bitter, nicht gemein. Es ist etwas Erhabenes in jedem großen Schmerz, sei es auch nur der einer Courtisane, die ihr Reich verfallen fühlt.

Sie wollte jetzt zur Untersuchung durch's Gesetz schreiten, aber diesmal gab Daginski einen guten Rath. Er sagte ihr, daß, da Blomfield zufällig seit der großen Entdeckung verreis't gewesen sei, er nicht zu der Frau habe gehen dürfen; es würde ihm erst am nächsten Morgen gestattet sein, zum Malen zu ihr zu kommen. Er wolle versuchen, ob er nicht etwas aus ihr herausbringen könne; Romana war es zufrieden.

Kapitel VI.

„Ihr Schicksal wird sie wie eine wohlberechnete Sonnenfinsterniß, pünktlich und schrecklich treffen."

Göthe.

Mrs. Blomfield war am Morgen des nächsten Tages beschäftigt, ihr zu einem Atelier umgewandeltes Zimmer zum Empfang des jungen Malers vorzubereiten. Ihre Züge waren seltsam aufgeregt; ein flüchtiges Roth färbte ihre sonst so blassen Wangen. Sie schien den Maler mit Ungeduld zu erwarten.

Werfen wir einen Blick auf das, was diese Frau und die mit ihr zusammenhängenden Personen betroffen hat, seit wir sie aus dem Gesichte verloren haben.

Es wird unnöthig sein, noch länger in Bezug auf Mary's Verhältniß zu Lord Fitzgerald und den Viscount Arlington ein halbes Geheimniß zu bewahren; der Leser wird dasselbe längst durchschaut und die schiefe und falsche Stellung der als Gattin, Geliebte und Mutter gleich beklagenswerthen Frau hinlänglich zu würdigen gewußt haben.

Mrs. Blomfield hatte vor länger als einem Jahre den Lord mit Bitten und Drohungen bestürmt, Schritte zu thun, um über das Schicksal des Viscount Arlington Aufklärung zu erhalten. Lord Fitzgerald, welcher nichts auf der Welt mehr fürchtete, als Weiberwuth und Weiberränke, hatte sich also bewogen gefunden, Paris, welches er ohnehin herzlich satt hatte, zu verlassen, um über Deutschland nach Italien zu gehen. Er hatte sich auf dieser Reise von Marianens Entweichung aus dem Buchstädter Irrenhause überzeugt, hatte auch wirklich nach dem Viscount geforscht und mehr durch Zufall, als durch große Bemühungen erfahren, daß derselbe in Wien unter dem Namen eines Pianisten Henry lebe. Er hatte dies der Mrs. Blomfield geschrieben, bemerkt, daß er in dieser Stadt mit seiner jungen Frau ein paradiesisches Leben führe, und Mary dadurch für den Augenblick vollständig beruhigt.

Aber in dem Verlaufe eines Jahres, während dessen ihr Mann theilweise abwesend war, hatten die alten Qualen der Ungewißheit diese Frau wieder befallen und weder die strengen Andachtsübungen, denen sie sich ergab, noch Desborough's beredte Tröstungen konnten sie beschwichtigen. Sie wollte Beweise, statt leerer Behauptungen. Seit Monaten hatte man sie darauf vertröstet, daß Lord Fitzgerald zurückkehren würde —

er war nicht gekommen. Indessen vermochte sie nichts Besseres zu thun, als diese Rückkehr zu erwarten, um dann den längst gefaßten Entschluß in Ausführung zu bringen, Beweise von dem Wohlergehen Henry's um jeden Preis zu erzwingen. Mrs. Blomfield hatte die letzte Spur von Liebe für den Lord unterdrückt und fürchtete nicht die gänzliche Lösung morscher Bande; auch für ihr Leben, auch vor dem Zorn ihres Mannes zitterte sie nicht.

Lord Fitzgerald hatte dem Desborough endlich geschrieben, daß er wirklich zurückkehren würde. Zwar hatte er für gewiß erfahren, daß Mariane entsprungen sei; da sie aber zwei Jahre lang keinen Schritt gegen ihn gethan hatte, so setzte er voraus, daß sie keinen thun wolle. Was Henry betrifft, so hatte er dessen Schicksal wenigstens theilweise erfahren und theilte seinem Mitschuldigen brieflich einen sehr sinnreichen Plan mit, wie man die Blomfield ferner zu behandeln habe. Sie sollte natürlich über das Schicksal ihres Sohnes getäuscht werden, und es schien nicht eben schwer, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Mary frohlockte im Stillen über seine Rückkehr. Und gerade als diese jeden Tag zu erwarten stand, machte Romana dem Desborough die bekannte Mittheilung.

In äußersten Fällen wissen sich oft die Klügsten

nicht zu rathen. Desborough schwankte, ob es besser sei, den Lord kommen zu lassen oder nicht; er hatte für Beides Gründe anzuführen. Zum Glück empfing er an demselben Abend einen Brief von Lord Fitzgerald, worin ihm dieser mittheilte, daß seine Ankunft sich noch um eine Woche verzögern werde. Desborough athmete auf; er konnte nun ruhig die Rückkehr des gerade verreis't gewesenen Blomfield abwarten. Als dieser endlich nach zwei Tagen eintraf, sandte Desborough ihm ein Billet mit der Bitte, sich augenblicklich zu ihm zu bemühen. Blomfield empfing dasselbe an dem Morgen, an welchem wir seine Frau beschäftigt fanden, ihr Zimmer zum Empfange des Malers in Stand zu setzen.

Er stürzte herein und fragte Mary, ob sie nicht seinen Hut gesehen habe — er müsse augenblicklich fort. Mr. Desborough schreibt mir eben, sagte er, daß ich wichtiger Dinge halber zu ihm eilen solle; es betrifft Mylord.

Was kann es sein? rief Mary in einiger Aufregung. Hoffentlich ist Mylord kein Unglück zugestoßen? —

Blomfield antwortete nicht, sondern eilte hinaus, nachdem er Mary gebeten, seine Rückkehr zu erwarten. Es würde aus mehr als einem Grunde dieser Bitte

nicht bedurft haben. Daginski erschien noch immer nicht. Mit welcher Spannung erwartete Mary heute seine Ankunft! Sie hatte gehört, daß er in Wien gelebt habe: und durch ihn glaubte sie also mit Leichtigkeit erfahren zu können, ob ein Clavierspieler Namens Henry in Wien existire oder nicht. Sie durfte darauf hoffen, weil Lord Fitzgerald ihr von einer Oper geschrieben hatte, die Henry componirt und die in Wien aufgeführt sein sollte. Es war dies ein Probirstein der Wahrheit von Lord Fitzgerald's Behauptungen, und sie beschloß den Maler auszufragen.

Daginski kam endlich, war aber unwohl, und erklärte der Blomfield, daß er mit Unterbrechungen malen würde. Mary bot ihm Zucker und Sodawasser an, bat ihn, sich auszuruhen, und sagte, daß sie es jetzt um so eher wagen könne, seine Geduld durch ein paar Fragen in Anspruch zu nehmen, da sie nicht zu fürchten brauche, ihn vom Malen abzuhalten. Sie sind, wie ich gestern zufällig im Katalog der jüngst geschlossenen Gemäldeausstellung gelesen habe, aus Wien! sagte sie zu ihm.

Ich bin nicht aus Wien! sagte Daginski, aber ich habe in Wien gelebt, ehe ich nach Paris kam.

Und haben Sie dort, nahm Mary wieder das

Wort, von einem jungen Musiker, einem Clavierspieler und Componisten Namens Henry, gehört?

Betroffen blickte Daginski auf Mary. In der That kannte ich einen solchen! erwiderte er, indem er versuchte seine Gedanken zu sammeln.

O, wenn Sie ihn gekannt haben, sagte Mary mit so viel Unbefangenheit als möglich, so werden Sie mir einige Auskunft über ihn und sein Leben nicht versagen. Ich nehme viel Antheil an dem Schicksal dieses jungen Mannes.

In der That überrascht mich Ihre Frage so sehr, als meine Antwort Sie vielleicht überraschen wird! entgegnete Daginski. Ich kann Ihnen über diesen Henry die genaueste Auskunft geben und werde es thun, jedoch unter einer Bedingung.

Die heißt? —

Daß Sie mir zuvor sagen, welches Interesse Sie an diesem Henry haben.

Herr Daginski! erwiderte Mary, Sie können mir die gewünschte Aufklärung versagen; daß Sie sie mir unter dieser Bedingung versprechen, ist nicht edel, sofern Sie nicht gesonnen sind, mir über Ihre Beziehungen zu diesem jungen Manne Rechenschaft zu geben. Mein Interesse an demselben ist in jeder Beziehung hinreichend begründet. Daß ich es Ihnen nicht so ganz aufdecken

kann und will, ist sehr natürlich. Bedenken Sie, daß wir uns fremd sind.

Daginski überlegte schweigend, was zu thun sei. An feines Ausfragen war hier nicht mehr zu denken; er hatte bereits Alles verdorben; die Natur hatte ihn einmal nicht zum Diplomaten bestimmt.

Mrs. Blomfield, sagte er endlich, wir wollen uns verständigen. Ihr Mann ist der frühere Sekretair Lord Fitzgerald's —

Das wissen Sie! rief Mary aus, wer sind Sie denn? Woher kennen Sie mich und meinen Mann, und Lord Fitzgerald?

Hören Sie mich an! bat Daginski. Es giebt Personen, welche sich für Sie — für Lord Fitzgerald — für jenen Henry, der Ihre Theilnahme so sehr in Anspruch zu nehmen scheint, interessiren.

Wer — was? fragte Mary.

Sie werden es vielleicht bald erfahren! erwiderte Daginski. Was jenen Henry betrifft, so haften an einem Theile seines Schicksals Zweifel, welche nur Lord Fitzgerald oder, wenn sie lebte, dessen Frau — vielleicht auch Sie selbst lösen könnten.

Daginski fixirte hier die Blomfield, welche ihn ängstlich gespannt, doch mit der Miene der Unschuld anblickte; dann fuhr er fort: Ich weiß nicht, wie nahe

Sie Lord Fitzgerald stehen und kenne nicht die Art und Weise Ihrer Theilnahme für —

Für den Viscount Arlington! unterbrach Mary mit Ungestüm, sprechen Sie es doch aus, wir wissen ja Beide, wen wir meinen!

Nun gut! erwiderte Daginski. Sie werden mich bald verstehen. Der Viscount hat einflußreiche Freunde, aber sie können ihm nur unter einer Bedingung nützen. Sie wissen doch, daß der Viscount in London seit einem Jahre gefangen ist? —

Gefangen! rief Mary mit einem lauten Schrei — in London gefangen?

Wie Sie sagen. Und sollte Lord Fitzgerald das nicht wissen? Könnten Sie uns nichts von Lord Fitzgerald sagen?

Gefangen! widerholte Mary — Elend und gefangen! Und auf welchen Grund? Reden Sie, wenn Sie es wissen!

Man weiß es nicht genau! erwiderte Daginski — doch wäre es mir vielleicht möglich, einige Aufklärung darüber zu erlangen.

Hören Sie, Herr Daginski, sagte sie dann, indem sie sich entschlossen aufrichtete — Lord Fitzgerald, fürchte ich, ist ein Schuft — aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen in diesem Augenblick und ohne die Motive

Ihrer Handlungsweise zu kennen, Alles sagen soll, was ich weiß oder vermuthe. Lord Fitzgerald ist nicht in Paris; aber er wird täglich erwartet. Wenn Sie mir schwören können, daß das, was Sie mir über den unglücklichen Arlington gesagt haben, Wahrheit ist, so werde ich vielleicht binnen kurzer Zeit ein offenes Wort reden.

Das kann ich schwören und schwöre ich! erwiderte der Maler.

Mary fuhr mit der Hand über die Stirn; in diesem Augenblicke schellte es. Um Gotteswillen, schnell an die Staffelei! rief sie — es ist Blomfield; er darf nichts ahnen.

Die Thür öffnete sich und Blomfield trat hastigen Schrittes ein. In seiner Aufregung bemerkte er weder die Verwirrung des Malers, noch die seiner Frau. Ohne ersteren zu grüßen, eilte er in sein Zimmer, dessen Thür er hastig zuschlug. Nach zehn Minuten kam er wieder zum Vorschein; er hatte einen versiegelten Brief in der Hand und schien etwas ruhiger geworden zu sein.

Sie müssen schon die Güte haben, sagte er zu Daginski, eine unvorhergesehene Störung zu entschuldigen. Sie werden meine Frau in den nächsten Tagen zu Ihrer Verfügung finden. Mary, Du wirst so

freundlich sein, diesen Brief unverzüglich nach dem —
— Bahnhofe zu befördern; gebe Gott, daß er nicht schon zu spät kommt. Ich muß Dich belästigen, mein Kind, weil ich anderweitig dringend beschäftigt bin. Du siehst, daß ich die Besorgung keinem Andern anvertrauen konnte.

Mary nahm den Brief; er trug den angenommenen Namen Lord Fitzgerald's. Aber, Blomfield, erkläre mir doch —

Hier ist nichts zu erklären! rief der Sekretair; schnell! — Dein Shawl — Deinen Hut! — wir gehen zusammen hinunter.

Mary steckte den Brief zu sich und machte sich zum Ausgehen fertig, während Blomfield an der Thür stand und fortwährend zur Eile trieb.

Welche Bürgschaft soll ich Ihnen geben, sagte Mary schnell und leise zu Daginski, daß ich Sie nicht belogen habe?

Ich brauche keine! war die Antwort.

Die drei Personen stiegen jede in einen Fiaker, und rollten davon.

Jetzt! sagte Mary, indem sie die Glasfenster schloß, und sich in die Ecke des Wagens drückte.

Sie zog den Brief hervor, den Blomfield ihr gegeben; er lautete so:

Mylord! es droht Gefahr; Sie können nicht nach Paris kommen, bis Sie ein Mehreres von uns hören. Auf unerklärliche Weise hat die Fürstin Jaraczewska ausgekundschaftet, daß ihre Schwester noch lebt. Ohne sich darüber erklären zu wollen, auf welche Weise sie es erfahren, hat sie ihre Entdeckung Mr. Desborough mitgetheilt, und hinzugefügt, daß Lady Mariane vom Herzog von Amundeville gefangen gehalten werde — daß dieser der Fürstin den Zutritt zu ihr weigere. Sie können sich unser Entsetzen, unsere eigne Ueberraschung denken.

Die Fürstin, scheinbar bewogen durch Mißtrauen gegen Mr. Desborough, hat sich freilich, wie gesagt, nicht genauer über den Zusammenhang ausgesprochen und scheint mehr beabsichtigt zu haben, Mr. Desborough auszuforschen, als ihn um Rath zu fragen; dennoch gelingt es uns vielleicht, ihre Geheimnisse zu ergründen und sie dann auf irgend eine Weise zu bearbeiten. Im schlimmsten Falle finden Sie uns Alle bereit, Sie nach Amerika zu begleiten. Sie werden nach Straßburg zurückgehen und dort Nachricht von uns erwarten.

Ich habe die Ehre rc. rc.

Blomfield.

Dieser Brief mit poste restante bezeichnet, sollte

auf dem Bahnhofe abgegeben werden, auf welchem Lord Fitzgerald ankommen mußte. Es war dies die gewöhnliche Art des Verfahrens, um dem Lord, wenn er einmal von Paris abwesend gewesen war, von dem Stande der Angelegenheiten Nachricht zu geben. Er fragte, wohin er nur kam, stets nach poste restante-Briefen.

Mary las diese Zeilen mit Schaudern; sie waren der erste positive Beweis von einem Verbrechen Lord Fitzgerald's, welcher ihr zu Gesicht kam.

Sie stieg auf dem Bahnhofe ab, ging in das Postgebäude hinein, als ob sie etwas besorge, und stürzte dann, mehr als aufgeregt, nach Hause, nachdem sie den Brief sorgfältig in ein Taschentuch gelegt und zu sich gesteckt hatte. Ich habe ihn lange geliebt, murmelte sie, ich habe lange gezittert, in ihm den Schuldigen zu finden, den ich in ihm ahnte; jetzt ist der letzte Kampf vorbei. Durch ihn ist mittelbar oder unmittelbar mein Kind in's Elend gestürzt worden; er soll mir Rede dafür stehen — er soll es retten, und kann er es nicht, so soll er kommen — und fallen.

Kapitel VII.

„Laß die Großmuth und das Mitleid siegen!“
Schiller.

Nachdem Romana von Daginski das Resultat seiner Unterredung mit Mary Blomfield erfahren hatte, beschloß sie, die Ankunft Lord Fitzgerald's abzuwarten und die Blomfield bis dahin um jeden Preis durch Daginski auszuforschen. Das ungewöhnliche Interesse, welches diese Frau an dem Viscount Arlington zu nehmen schien, erregte in ihr die starke Vermuthung, daß Beide in einem näheren verwandtschaftlichen Verhältnisse stehen möchten. Diesen Gedanken, so wie die daraus folgernden Hoffnungen in Bezug auf ihre eigenen Angelegenheiten theilte sie brieflich dem Herrn von Meyen mit, welcher sehr entzückt darauf antwortete und hinzufügte, daß er Alexien wieder habe, daß auch Aussicht vorhanden sei, ihr Geschick sich in einer erfreulichen Weise entwirren zu sehen. Nähere Aufschlüsse waren in dem Briefe nicht enthalten.

Romana hatte während dieser Zeit in ihrer Un-

schlüssigkeit über das jetzt zu beobachtende Verfahren hin- und hergesonnen, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Vor Desborough, welcher sie aufsuchte, ließ sie sich verleugnen, weil einige Andeutungen der Blomfield ihn als Lord Fitzgerald's genauesten Vertrauten bis auf diesen Tag bezeichneten. Die Blomfield hatte für den Augenblick alle Aufschlüsse verweigert und Daginski gebeten, nur dann zu ihr zu kommen, wenn sie ihn schriftlich darum ersuchen würde; sie wünsche nicht, daß er mit ihrem Manne oder gar mit Mr. Desborough zusammentreffe. Lord Fitzgerald würde kommen, darauf könne sowohl er, wie die Person, welche die Lady Mariane zu rächen entschlossen sei, sich verlassen. Die arme Mary! — sie schwebte gleichfalls zwischen Himmel und Erde, in einem Chaos von wirren Gedanken und widerstreitenden Gefühlen, und wußte nur eins, daß sie ihren Sohn retten und im schlimmsten Falle rächen wollte. Aber Lord Fitzgerald kam nicht, und während Desborough und Blomfield dadurch beruhigt wurden, gerieht Romana in neue Zweifel. Sie glaubte, das Mögliche gethan zu haben, um gegen ihre Schwester in den Schranken der Zartsinnigkeit zu bleiben, und war in Versuchung, den Knoten durch eine schnelle Denunciation zu zerhauen. Aber Daginski bat sie,

davon abzustehen, und sie entschloß sich endlich, die ganze Sache an ihren alten Freund und Bewunderer, Lord Nestleham, zu schreiben, und ihn zu bitten, ihr aus diesem Labyrinthe herauszuhelfen.

Aber Lord Nestleham steckte selbst in einem Labyrinthe, zu welchem er vergebens den Ariadnefaden suchte. Romanens Brief diente nicht dazu sein Herz zu erleichtern. Seit St. Felix's Selbstanklage hatte er in Bezug auf seine und Arlington's Sache eigentlich so gut wie gar nichts gethan. Er hatte einige Leute, auf deren Verschwiegenheit er rechnen durfte, in's Vertrauen gezogen — hatte den Herzog von Winstoun hingehalten — St. Felix selbst in seinem Hotel verwahrt und dessen Ungeduld und Unruhe in Bezug auf das Schicksal seiner Frau mit seiner gewöhnlichen glatten Manier zu beschwichtigen gesucht. Dafür hatte er aber Arlington's Sache wieder in Anregung gebracht, und aus Humanitätsgründen zu beweisen gesucht, daß man Gnade für Recht ergehen und ihn freilassen müsse. Eine neue Untersuchung sollte eingeleitet werden. Lord Nestleham begab sich zu Henry, um ihn seinen Zwecken gemäß zu bearbeiten, fand aber den armen jungen Mann so geknickt und so gleichgültig gegen sein eignes Geschick, daß er mit beklommenerem Herzen, als er gekommen war, nach Hause zurückkehrte.

Er faßte endlich einen Entschluß. Er brachte die ganze Sache zu Papier, fügte hinzu, daß Alexia, wie er gehört, mit ihrem Vater London verlassen habe, und schickte diesen Bericht nebst dem Briefe der Fürstin Jaraczewska an den Herzog von Amundeville. In einem zweiten besondern Schreiben an denselben machte er eine gewaltsame Anstrengung, aufrichtig zu sein. Er setzte dem Herzog weitläufig auseinander, was er zu fürchten habe, im Falle Lord Fitzgerald ergriffen werden sollte, und verbürgte sich mit seinem Ehrenworte für Leben und Wohlfahrt St. Felix's, falls der Herzog die Fürstin Jaraczewka zufrieden stellen und sich selbst mit ihm zu dem Zwecke vereinigen wolle, den Unschuldigen zu befreien. Mittel und Wege würden sich finden lassen.

Der Herzog von Amundeville war im ersten Augenblicke nach dem Empfang dieser Botschaft wie vom Donner gerührt. In seiner Ahnungslosigkeit, in neue politische Entwürfe vertieft, hatte er an seinen Sohn, den er in London glücklich zu wissen glaubte, seit mehreren Wochen nicht geschrieben. Indessen war er, wie immer, nach schneller Ueberlegung entschlossen. Es war keine Zeit, sich über vergangene Dinge Vorwürfe zu machen, wenn es darauf ankam, bestehende Mißverhältnisse in's Gleichgewicht zu bringen. Er ant-

wortete dem Lord Nestleham in derselben Stunde. Er dankte ihm von Grund des Herzens für sein rücksichtsvolles Verhalten gegenüber seinem Sohne und bat ihn, die Sache nur noch eine Woche lang geheim zu halten, die Untersuchungen aufzuschieben und namentlich St. Felix gut zu bewachen; er selbst — der Herzog — würde nach London kommen, Alles auf sich nehmen, dem Herzog von Winstoun Genugthuung geben und so der Sache ein Ende machen. Die Angelegenheit der Fürstin Jaraczewska möge man ihm überlassen; er würde nie zugeben, daß etwas in Bezug auf Lord Fitzgerald geschehe, wodurch Lord Nestleham auch nur im Geringsten compromittirt werden könne. Er schloß mit den schmeichelhaftesten Freundschaftsversicherungen und machte sich sodann bereit, zur Fürstin Jaraczewska zu fahren.

Der Herzog sah der Unterredung mit einer Frau, die er so tief verletzt hatte, mit einiger Verlegenheit entgegen. Er erwartete eine gekränkte Kokette zu finden, mit welcher er, um sie zu versöhnen, eine Liebesscene aufzuführen haben würde, und zu einer solchen hatte er weder Lust noch Geschick. Nichts desto weniger mußte er Romanen versöhnen und verpflichten, weil er zu viel von ihr zu verlangen im Begriffe stand. Abgesehen von Allem, was Lord Nestleham in seinem

Briefe erwähnt hatte, hoffte er von ihr auch noch Auskunft über Alexiens Schicksal, welche nach Lord Restleham's Schreiben mit Herrn von Meyen London verlassen hatte. Er war zu gut von dem zwischen Meyen und der Fürstin bestehenden Verhältnisse unterrichtet, um nicht vorauszusetzen, daß sie um Alles wisse, was auf ihn und seine Familie Bezug habe. Zum Glück wußte er, daß sie eine Frau von Geist sei, die auch gelegentlich Gemüth zeige, und so entschloß er sich denn, so aufrichtig als möglich mit ihr zu Werke zu gehen.

Zu seiner Erleichterung fand er Romanen kalt, ruhig und mit einer gewissen vornehmen Würde angethan, welche ihm eine Art von Ehrfurcht einflößte. Sie verbeugte sich gegen ihn, ohne ihn anzureden, und ersuchte ihn durch eine Geberde, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

Madame, sagte der Herzog, daß Sie mich empfangen, ist eine Gunst, welche ich um so höher anschlagen muß, je weniger ich sie verdiente. Daß nur die wichtigsten Gründe mich dazu veranlassen konnten, Sie zu belästigen, werden Sie errathen haben. Ich komme, um mit Ihnen ein eben so ernstes als offenes Wort zu reden.

Ich bin bereit, Sie anzuhören! erwiderte Romana

ruhig. Ich freue mich über diese Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß ich nicht alle Schwächen meines Geschlechts theile.

Es bedürfte dieser Gelegenheit nicht! warf der Herzog hin — die Welt weiß, was die Fürstin Jaraczewska vermag. Doch zur Sache, Madame. Ich komme, um mich von Ihnen beschämen zu lassen. Ich habe vor nicht langer Zeit gewagt, Ihnen etwas zu verweigern. Sie sehen mich im Begriff, viele Bitten an Sie zu richten, doch nicht, um eben so viele Weigerungen zu erhalten!

Ich danke Ihnen, sagte Romana mit leichtem Spott, daß Sie mich für so großmüthig halten. Was wünschen Sie?

Madame, erwiderte der Herzog, meine Bitten betreffen nicht sowohl mich persönlich, als Andere, und unter diesen hauptsächlich Einen, für den, wie die Welt sagt, Sie einstmals Theilnahme gehabt haben. Es ist die Wohlfahrt meines Sohnes St. Felix, welche hier auf dem Spiele steht. Mich persönlich werden Sie gleich so Vielen hassen, für die ich nichts bin, als ein kühner Abtrünniger, den das Glück begünstigt hat; aber um meiner Liebe willen für Einen, dem die Natur selbst einen Pfandbrief auf die Unsterblichkeit mitgab, werden Sie mir vergeben.

Und was soll ich für St. Felix thun? erwiderte Romana mit schwankender Stimme.

Es ist nicht so schnell gesagt! antwortete der Herzog; auch können Sie St. Felix nur mittelbar und zwar dadurch nützen, daß Sie sich, statt mir feindlich gegenüber zu verharren, dazu herablassen, meine Verbündete zu werden. Ein seltsames Gewebe von Intriguen hat sich seit Jahren um uns Alle gesponnen. Sie sind nicht weniger als ich darin verstrickt. Wir werden es nie entwirren, wenn wir nicht Alle Opfer bringen und vor allen Dingen aufrichtig sind. Unser gemeinsamer Freund, Lord Nestleham, hat dies sehr richtig erkannt. Durch einen Deus ex machina, um deßwillen Sie Lord Nestleham nicht zürnen dürfen, bin ich in den Besitz aller Ihrer Geheimnisse gekommen; durch dasselbe Mittel offenbare ich Ihnen hiermit die meinigen und die Lord Nestleham's. Soviel Vertrauen, Madame, werden Sie nicht verrathen können.

Er überreichte Romanen bei diesen Worten ihren eigenen Brief an Lord Nestleham und den des letzteren an ihn selbst. Romana durchflog schnellen Blickes die ihr vom Herzog übergebenen Papiere; sie war sprachlos vor Erstaunen.

Ich bin nicht schuldlos, nahm der Herzog wieder

das Wort. Ich habe, um meines Sohnes willen, Manches gethan, was Moral und Etikette verdammen; ich weiß, was ich dem Viscount Arlington — was ich dem Herzog von Winstoun schuldig bin, und werde Beiden gerecht werden. Mein Sohn allein soll für meine Schuld nicht büßen. Was Lord Nestleham gethan hat, um diesem Vorsatze zu Hülfe zu kommen, ersehen Sie aus diesen Papieren. Ich bin Lord Nestleham ewigen Dank schuldig. Ich habe ihm geschworen, nicht zuzugeben, daß sein Ruf in einem Augenblicke gefährdet werde, wo die geringste Blamage hinreichen würde, um ihn zu stürzen. Hieran, Madame, knüpfe ich meine erste Bitte. Sie wollen Lord Fitzgerald anklagen. Lord Nestleham stand früher mit demselben in Verbindungen, welche er längst bereut hat, die aber seinen Feinden hinreichenden Grund zu den ärgsten Beschuldigungen geben würden. Sie dürfen nicht zu Tage kommen; würden es aber unfehlbar, sofern Sie irgend eine Anklage gegen Lord Fitzgerald erhöben, welche eine Untersuchung in Bezug auf sein früheres Leben zur Folge hätte. Wir dürfen daher, um Nestleham's willen, den Lord Fitzgerald nicht denunciren.

Ich habe Sie ausreden lassen, erwiderte Romana, und ehre die Gefühle des Vaters und Freundes,

welche Ihnen diese Worte dictirt haben; hören Sie aber auch meine Gründe, ehe Sie mir zumuthen, Ihr Verlangen zu erfüllen. Abgesehen von der Frage, ob es moralisch zu rechtfertigen sei, einen so großen Bösewicht, wie Lord Fitzgerald, straflos entkommen zu lassen, mahnt mich ein Gefühl, welches nicht unedler ist, als das Ihre — das Gefühl der Schwesterliebe — zur Rache. Meine Schwester Mariane, die von Ihnen Gott weiß aus welchen Gründen gefangen gehalten wird, hat gewiß nicht deßhalb an mich appellirt, um mich an dem Schurken, der sie in's Elend gestoßen haben muß, in der Großmuth zu üben. Meine Schwester will gerächt sein; wer weiß, ob nicht auch an Ihnen. Sie halten sie gefangen, und wichtige Gründe müssen es sein, die Sie dazu bewegen; vor dem Gesetz können Sie nicht das Recht dazu haben. Ich weiß wirklich nicht, ob es in Frankreich etwas giebt, was der englischen Habeas-Korpusakte entspricht; jedenfalls wird aber auch hier die widerrechtliche Verletzung der persönlichen Freiheit gestraft werden. Was hätte mich also gehindert, die Gerechtigkeit auch gegen Sie zu Hülfe zu rufen, wenn es nicht die Furcht wäre, in meiner unglücklichen Schwester Schicksal Dinge zu finden, durch welche sie selbst bloßgestellt werden könnte? Ich wollte

sie erst sehen, erst sprechen, ehe ich versuchte, ihre Rächerin zu werden — —

Und nun, Madame? fragte der Herzog, als Romana innehielt.

Wollen Sie mich zu meiner Schwester lassen? erwiderte Romana, indem sie den Herzog scharf fixirte. Sie können kein Mitschuldiger Lord Fitzgerald's sein!

Ich bin es nicht! sagte der Herzog mit Hoheit — und um Ihnen zu beweisen, wie ungerecht Ihr Verdacht war, werde ich Ihnen in kurzen Worten das Schicksal Ihrer Schwester, so wie meine Beziehungen zu ihr erklären. Lord Fitzgerald brachte vor so und so viel Jahren Ihre Schwester in ein deutsches Irrenhaus. Nach sieben Jahren entsprang sie aus demselben und entkam durch ein halbes Wunder nach England. Dort traf sie St. Felix, den sie früher gekannt und geliebt hatte und von dem sie als eine Wohlthäterin verehrt wurde. Er bot ihr seine Hand an, und ohne von Lord Fitzgerald geschieden zu sein, ward sie die Frau meines Sohnes. Er kam mit ihr nach Paris. Ich hatte damals hochfliegende Pläne für ihn; ich tadelte streng seine leichtsinnige Wahl. Daß sie nicht geschieden sei, ward durch mich entdeckt; darauf trennte St. Felix sich von ihr. Bald darauf faßte er eine unheilbare Leidenschaft für ein Mädchen, welches er,

wie er sagte, auf immer sein nennen müsse, wenn er nicht sterben wolle; es war Alexia Meyen, Madame. Er kam zu mir und beschwor mich, die Bande zu trennen, welche ihn noch an Ihre Schwester fesselten. Ich hatte nur eine Wahl, denn ich liebte meinen Sohn.

Sie ließen also Marianen von St. Felix scheiden! unterbrach Romana — weiter — weiter!

Ich ließ sie scheiden, fuhr der Herzog fort — ließ sie in aller Form und von competenten Richtern scheiden. Hier ist nun der Punkt, auf den es ankommt. Mariane schwur, sich sowohl an Lord Fitzgerald als an St. Felix dadurch zu rächen, daß sie all' ihre Verhältnisse aufdeckte und sich selbst an den Pranger stellte. Nachdem sie St. Felix verloren, wollte sie nicht vor den Folgen des Verbrechens der Polyandrie gerettet sein; sie wollte St. Felix's Glück durch das Bewußtsein vergiften, sie in's Elend gestürzt zu haben. Hierauf hatte ich die Richter vorbereitet. Man erwiderte auf ihre Selbstanklagen, daß ihre Sache vor die englischen Gerichtshöfe gehöre, und ich, Madame, versicherte mich ihrer Person, um sie vor sich selbst zu schützen.

Gerechter Gott! murmelte Romana erschöpft, und wie lebt sie jetzt?

Wenn Madame mir versprechen, sich mit mir zu dem Zwecke zu vereinigen, um deßwillen ich der Kerkermeister der Lady geworden bin, so habe ich nichts dagegen, daß Sie sich von ihrem Ergehen überzeugen.

Endlich, endlich! rief Romana mit gefalteten Händen, endlich bin ich am Ziel so vieler Mühen und Qualen! — Und nun, Monseigneur, zu unseren übrigen Angelegenheiten! Sie werden mich bereit finden, Ihnen zu willfahren, wo ich kann; lassen wir beide den alten Groll fahren — lassen wir einander verzeihen. Jetzt führen Sie mich zu meiner Schwester. Wir werden morgen viel mit einander zu besprechen haben; das Eine gelobe ich Ihnen schon heut, daß ich nichts unternehmen werde, ohne Sie zu fragen.

Ich danke Ihnen, Madame! sagte der Herzog, indem er Romanens Hand küßte — Sie werden es nicht bereuen. Ich gehe in wenigen Tagen nach England; Sie werden von mir hören. Nur eins noch, ehe wir uns heute trennen. Lord Restleham schreibt mir, daß Herr von Meyen die Frau meines Sohnes kraft seiner väterlichen Autorität aus London entführt habe. Es wird mir vielleicht gelingen, dem Herrn von Meyen zu beweisen, daß es keine Unehre sei, seine Vaterrechte dem Herzog von Amundeville abgetreten zu haben. Nur muß ich wissen, wo Herr von Meyen

ist. Sie werden großmüthig genug sein, mir den Aufenthalt Ihres Freundes zu nennen.

Romana schwieg einen Augenblick; sie kämpfte mit einem letzten Gefühl der Eifersucht. Der Herr von Meyen, sagte sie dann, ist noch in London; Lord Nestleham muß falsch berichtet gewesen sein. Wollen Sie aber Alexien wieder haben, Monseigneur, so eilen Sie; Sie werden mir diesen Rath danken, wenn Sie alle Verhältnisse durchschaut haben werden.

Kapitel VIII.

„What prodigy of horror is disclosing?“
Lillo.

„O himmlische Mächte! — es ist mein Sohn!“
Schiller.

Während Romana, nachdem der Herzog Marianen auf das Wiedersehen vorbereitet hatte, sich zu ihrer Schwester begab, — während Daginski bei der Blomfield war und mit dieser Frau Vertrauen gegen Vertrauen tauschte, kam Lord Fitzgerald wirklich in Paris an. Er begab sich sofort zu Mr. Desborough und erstaunte nicht wenig über das Entsetzen, womit er empfangen wurde. Desborough fragte augenblicklich, ob er nicht Blomfield's Brief erhalten habe; der Lord verneinte, und beschloß, als er hörte, daß Blomfield's Warnungsschreiben ihr übergeben worden war, zu Mary zu eilten, um Aufklärung von ihr zu fordern. Zuvor aber ließ er sich durch Desborough über den Stand der Dinge aufklären und hörte Alles, was dieser ihm sagte, mit Ruhe an. Desborough rieth zur eiligsten Flucht; er

hatte Alles dazu vorbereitet. Fitzgerald aber, muthig, sobald die Gefahr da war, sagte, daß er noch nicht wisse, ob er fliehen oder dem Schicksal die Stirn bieten werde; vor allen Dingen wolle er die Blomfield sprechen.

Unterdessen hatte Daginski, in der Absicht, Romanen zu dienen, der Blomfield alle Geständnisse abgerungen, welche sie zu machen hatte, und das ohnehin schon erregte Gehirn dieser Frau bis zum Wahnsinn erhitzt. Ihr Haß gegen den Mann ihrer ersten Liebe, der bis jetzt noch immer mit Lichtblicken der Zärtlichkeit abgewechselt hatte, war durch Daginski's übertriebene Schilderung der Leiden Henry's zur größten Wuth angefacht worden. Sie befand sich mit dem Maler in dem letzten Zimmer ihrer Wohnung und schritt, völlig außer sich, mit Verwünschungen gegen den Verderber ihres Kindes auf den Lippen, auf und ab, als es schellte. Sie bat Daginski, sich ruhig zu verhalten, und stürzte, von einer Ahnung erfüllt, durch die Zimmer. Sie öffnete und prallte zurück, als sie den Lord erblickte; dann blieb sie regungslos stehen. Fitzgerald näherte sich ihr; sein Gesicht war sehr bleich, und die farblosen, zusammengepreßten Lippen verkündeten das nahe Losbrechen eines inneren Sturms. Mary schwieg, innerlich nach Entschlossenheit ringend;

der Lord reichte ihr die Hand; sie ergriff sie nicht. Du hast mich nicht erwartet, Mary! sagte er athemlos — Doch! erwiderte sie — ich habe Dich schon seit vielen Tagen erwartet. Der Lord starrte ihr einen Augenblick lang sprachlos in's Gesicht. — Ich habe, sagte er endlich, von Mr. Desborough erfahren, daß verschiedene Verhältnisse meine Anwesenheit in Paris jetzt nicht wünschenswerth machen, und daß ein Brief Dir anvertraut ward, der mich davon benachrichtigen sollte. Hast Du diesen Brief verloren? — Nein! erwiderte Mary mit fester Stimme — ich habe diesen Brief gelesen und behalten.

Die erste Bewegung des Lords war, nach seinem Dolche zu greifen, aber in der nächsten Sekunde ließ er die Hände sinken. Du hast also diesen Brief gelesen? fragte er mit leiser, aber furchtbarer Stimme — hast ihn gelesen und mich kommen lassen?

Ich habe, erwiderte Mary, nicht das Werkzeug eines Kampfes gegen menschliche und göttliche Gerechtigkeit sein wollen. Nur ein Mittel blieb mir, um die Unwürdigkeit, Dich geliebt zu haben, wieder gut zu machen; ich hab' es ergriffen.

Weib! rief Lord Fitzgerald, indem er seine blasse Anklägerin mit dem Ausdrucke einer Trauer anblickte, wie sie vielleicht zum ersten Mal im Leben die Seele

dieses großen Bösewichts beschlich — ich habe bisweilen daran gedacht, daß ich einmal verrathen werden könnte, und besitze allenfalls so viel Muth, als Gentleman zu sterben, wenn ich nicht mehr mit Ehren leben kann. Aber daß gerade Du es sein mußt, durch die ich der Vernichtung entgegen getrieben werde — Du, die ich in meinen jungen Tagen liebte, Du, deren Ehre, deren Wohlfahrt ich mit Opfern gerettet und befördert habe — Du, die ich nie verstoßen, die ich noch jetzt beinahe geliebt habe, wo doch die Reize, die mich einstmals fesselten, längst geschwunden sind — das ist hart! — Doch gleichviel! — Die Menschheit ist nicht werth, daß man sich ihretwegen bemühen sollte, gut zu sein! —

Du hast meinen Sohn in's Elend gestürzt! unterbrach Mary mit Ungestüm — was nützt es mir, was Du, aus selbstischer Furcht vielleicht, für mich gethan hast?

Lord Fitzgerald zuckte zusammen; Mary fuhr fort: Ich will Dir ja vergeben, wenn Du meinen Sohn aus dem Elende reißen willst! aber versprich mir hier, wenn wir Dir jemals werth gewesen sind, Dich selbst zu seinen Gunsten anzuklagen!

Um diesen Preis, sagte Lord Fitzgerald mit bitterm Lachen, brauche ich Deine Vergebung nicht. Du

bringst übrigens Dinge zusammen, die nicht im Entferntesten zusammen gehören. Dein Sohn ist nicht durch meine Schuld — er ist um einer Sache willen gefangen, bei der meine Hand außer dem Spiele ist.

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen; Blomfield stürzte herein. Er kam von Desborough — er hatte Alles erfahren. Dieses Weib ist rasend! sagte Lord Fitzgerald mit erzwungener Ruhe; bringen Sie diese Wüthende in Sicherheit, Blomfield — dann will ich Ihnen erklären, was uns zu thun übrig bleibt! —

Elende, rief der Sekretair, Du hast uns verrathen können! — Um meines Sohnes willen, kreischte Mary, der von seinem Vater verrathen, keine andere Rächerin hatte, als seine Mutter!

Der Sekretair blieb einen Augenblick lang vernichtet stehen; der Lord näherte sich ihm; Mary stürzte aus dem Zimmer. Ich habe Ihre Frau geliebt, Blomfield! sagte Fitzgerald, indem er die Hand auf den Arm des Sekretairs legte — habe sie geliebt, noch ehe ich sie Ihnen zur Frau gab — noch ehe ich Sie kannte. Jener Viscount Arlington, den Sie, gleich so Vielen, für den Sohn der Jaraczewska halten, ist unser Kind — er ward mit jenem vertauscht, noch eh' Sie Mary kannten. Das Alles ist richtig; ich

gestehe Ihnen hiermit, was Sie längst geargwohnt haben; aber Sie müssen es in diesem Augenblicke, wo es sich um Leben und Tod handelt, vergessen; unsere Schicksale gehören einmal zusammen. — Leider, leider! hauchte der Sekretair mit verbissener Wuth, indem er heftig auf- und abging — mag nns hinfort denn Alles in Gemeinschaft gehören, Alles bis zum Strick oder zum Schaffot! — schlagen Sie ein, Mylord, auf die Gemeinschaft! — nur sinnen Sie mir eine Rache aus, die gräßlich genug für diese Elende ist, welche uns Beide, mich, wie Sie, verrathen konnte! — Lord Fitzgerald wandte sich ab; der Sekretair riß das Fenster auf, die kalte Abendluft hauchte an seine brennenden Schläfe. Den Brief! rief er dann plötzlich — dieses Weib muß den Brief noch haben, den ich an Sie geschrieben und in der Ahnungslosigkeit meiner tollen Liebe ihr anvertraut habe! Er riß die Thür auf, durch welche Mary verschwunden war, und eilte durch die nächsten Zimmer; der Lord folgte ihm hastig. Im letzten Gemache stand Mary am geöffneten Fenster und blickte mit weit vorgebogenem Oberkörper eine unbelebte, obskure, unsaubere Straße entlang, einem Manne nach, dessen langes Haar ihn selbst in der einbrechenden Dämmerung kenntlich machte. Meinen Brief! donnerte Blomfield — den Brief! wiederholte

Lord Fitzgerald. Statt einer Antwort ergriff Mary die Hand des Letzteren und drängte ihn an das Fenster, welches nicht so hoch war, daß man nicht bequem hätte hinunterspringen können. Du kannst mich tödten! sagte sie dann mit einem schrillenden Hohnlachen — dort unten geht Einer, der Deine Anklagen sicherer als ich vor den Richterstuhl der Gerechtigkeit tragen wird! — Mit einem Fluch stieß Blomfield seine Frau vom Fenster weg und erkannte in dem mit wankenden Schritten sich Entfernenden, durch seine langen, schwarzen Haare und fremdartige Kleidung Kenntlichen den Maler, der, wie er wußte, am Morgen dieses Tages von seiner Frau zu einer Sitzung erwartet worden war. Im nächsten Augenblicke war er unten auf der Straße; der Lord folgte ihm, unbekümmert darum, daß dem Hause gegenüber ein Fenster sich öffnete und mehrere Neugierige die Köpfe hinausstreckten. Die beiden Männer erreichten den Maler in wenigen Minuten; Blomfield faßte ihn beim Arme. Den Brief! murmelte er, den Brief! oder Du bist des Todes! — Der Maler drehte sich um. Den Brief! wiederholte Lord Fitzgerald, während Blomfield dem Unglücklichen die Hand an die Kehle brachte und unter den Thorweg eines großen öden Hauses drängte. Daginski wollte schreien, aber die Hand des Ge-

waltthäters wurde zu einem eisernen Bande; im nächsten Augenblicke mußte er ersticken, und nur noch eines Gefühls mächtig, fuhr er mit der Hand nach der Brust; ein Stilet glänzte im Mondenlicht. Der nächste Augenblick war einer, von dem gewiß keiner der Betheiligten eine Stunde nachher hätte Rechenschaft ablegen können. Lord Fitzgerald hatte dem Maler das auf den Sekretair gezückte Stilet entrissen; mit seiner eignen Waffe durchbohrt, sank Daginski mit einem Schrei zu Boden. Die ganze Scene verlief in weniger als fünf Minuten; der erste Neugierige, der herbeikam, fand die Mörder schon nicht mehr auf dem Platze; beide waren entflohen. Das Haus, unter dessen Eingangsthür der Mord verübt worden war, und welches nach verschiedenen Gassen hin Ausgänge hatte, mußte die Flucht begünstigt haben. Jetzt fing die Straße an, sich zu beleben; man lief — man stand — man gaffte — man schrie Mord — die Fenster wurden aufgerissen — die Polizeimänner drangen nur mit Mühe durch. Einige Mitleidige richteten den Verwundeten auf und machten einen Nothverband; dann wurde er auf eine Tragbahre gelegt, was nur unter dem gräßlichsten Schmerzgeschrei des Armen geschehen konnte. Man befragte ihn um seinen Namen und um die seiner Mörder. — Schaffen Sie

mich, hauchte er mit Anstrengung, in den Palast des Herzogs von Amundeville, und rufen Sie dorthin die Fürstin Jaraczewska! — Ein Murmeln lief bei diesen Worten durch die Menge; der Zug setzte sich in Begleitung zweier Gensd'armen in Bewegung. Je weiter man kam, desto größer wurde die Unruhe des Verwundeten; vor dem Palaste angekommen, setzte man die Bahre nieder und eilte, den Herzog zu benachrichtigen. Der Herzog war zu Hause und erschien augenblicklich. Die Bahre wurde in den Palast getragen und in der großen Vorhalle niedergesetzt; der Herzog beugte sich bestürzt über dieselbe, und fuhr noch bestürzter zurück, als er Daginski erkannte. Monseigneur, stöhnte der Maler, — ich sterbe, ermordet von Lord Fitzgerald — ich habe Ihnen sagen wollen, daß ich kein Undankbarer war — und daß die Fürstin Jaraczewska nicht Ihre Feindin ist — ich habe Sie bitten wollen, ihr zu helfen, an Lord Fitzgerald uns Alle zu rächen — ich kann nicht weiter — — Die Fürstin Jaraczewska ist hier in meinem Hause, rief der Herzog — man bitte sie, hierher zu kommen! aber warum, fügte er heftig hinzu — warum ruft man keine Aerzte? — Fort, sag' ich! — ist das hier eine Zeit zu müßigem Gaffen? — Sind Sie sehr krank? fragte er dann, indem er sich mit Theilnahme über

den Maler beugte und den schlechten Verband mit den Blicken prüfte. — Ich sterbe, ächzte der Maler — ich erkenne kaum noch Ihre Züge; die Fürstin — und Mrs. Blomfield — werden Ihnen Alles erklären — sowie der Brief, um deßwillen sie mich ermordet haben. — Dann sank er zurück: Alexia Meyen — ist mit ihrem Vater in London! murmelte er fast unhörbar — die Fürstin wird es Ihnen bestätigen. — In diesem Augenblicke kamen hastige Schritte die Treppe herab; Romana drängte sich durch den versammelten Dienertroß, gefolgt von Marianen, der gefürchteten Geheimnißvollen. Wo, wo? rief sie athemlos, indem sie vorstürzte. Das halbgebrochene Auge des Malers stierte ungeblendet in die Gasflammen, welche die Halle erleuchteten; der Herzog stützte sein Haupt, als Romana mit allen Zeichen des Entsetzens sich näherte. Mit der peinlichsten Anstrengung reichte Daginski ihr ein mit Blut beflecktes Papier; Romana ergriff seine erstarrenden Hände; Daginski — um Gottes willen, Mario, sprechen Sie! rief sie aus. — Daginski! wiederholte Mariane, welche sich jetzt herandrängte — ist er todt? — ist keine Rettung möglich? — Keine! erwiderte der Herzog, indem er das Haupt des Sterbenden sinken ließ. Mariane wandte sich ab und ergriff Romanens Hände. Weib,

murmelte sie, wenn Du beten kannst, so bete! — dieser Todte, der sich in unserem Dienst geopfert hat, ist mein Retter und — hauchte sie fast unhörbar, dicht an Romanen gedrängt — Dein Sohn!

Kapitel IX.

„And then they sit in counsel what to do!“
Beaumont and Fletcher.

„It was here thou didst fall.“
Ossian.

Ich habe es mir erlassen, das Wiedersehen der beiden Schwestern zu schildern, so wie ihre gegenseitigen Erklärungen zu berichten; sie sagten sich nichts, was dem Leser nicht bereits bekannt wäre. Der für uns hauptsächlich wichtige Punkt — Romanens Sohn — hatte bis zu dem Augenblicke, wo die Unterredung durch den Todesboten unterbrochen wurde, noch nicht zur Sprache kommen können. Romana war nicht Augenzeugin der letzten Augenblicke des armen Daginski, denn man trug sie ohnmächtig weg; erst spät in der Nacht erholte sie sich so weit, um von Marianen genauere Erklärungen verlangen und dieselben anhören zu können.

Der Leser wird zum Theil die Gründe errathen haben, welche Lord Fitzgerald bewogen hatten, nach

dem Tode seines Bruders den Sohn der Fürstin Jaraczewska gegen das Kind der Mrs. Blomfield zu vertauschen. Er war zu jener Zeit in die Blomfield auf das Sterblichste verliebt gewesen und hatte sich gesagt, daß sein eigenes Kind ihm näher stehe, als ein fremder Bastard. Dazu kam, daß Romana seine Galanterieen in einer so verletzenden Art zurückgewiesen hatte, daß er sich um jeden Preis an ihr rächen wollte. In der ersten Wuth übergab er das Kind seiner früheren Amme, Marie Glimmer, welche ihren Sohn durch den Tod verloren hatte, bezahlte diese Person, verheirathete sie an den Bruder des Malers Daginski und bat sie, den Knaben als ihr Kind zu erziehen, ihm den Namen ihres jetzigen Mannes zu geben und das Geheimniß zu bewahren. Romanen, welche damals gerade im Begriff stand, London zu verlassen, schrieb er, daß ihr Sohn gestorben sei, in der Absicht, die dem Kinde von dem Viscount Arlington selbst und von einem entfernten Verwandten vermachten Güter an sich zu bringen. Am Tage darauf erfuhr Mary die ganze Sache. Noch war es möglich, Alles zu verheimlichen, und sie, die den Lord damals ganz beherrschte, lag ihm so lange mit Bitten an, bis er einwilligte, äußerlich Alles beim Alten zu lassen und ihren Sohn an die Stelle des verstoßenen Kindes zu setzen.

Marie Daginski ging, nach dem bald darauf erfolgten Tode ihres Mannes, mit ihrem Adoptivsohne nach Deutschland; Romana ließ nichts von sich hören; Blomfield, mit welchem der Lord damals noch nicht auf so vertrautem Fuße stand, wie später, erfuhr nichts von Allem, und Marianen, der die Sache allerdings nicht verborgen bleiben konnte, brachte der Lord durch die gemeinsten aller Mittel zum Schweigen und zu dem Versprechen, den Sohn der Blomfield in den Ansprüchen des Viscount Arlington zu erziehen. Daß Mariane endlich gleichgültig gegen Alles ward, was ihren Mann betraf, — daß sie später das Kind wegen seiner außerordentlichen Schönheit und Liebenswürdigkeit lieb gewann und es zuerst sogar mit nach Frankreich nahm — alles das weiß der Leser, oder kann es doch so leicht ergänzen, daß fernere Auseinandersetzungen hier nur ermüden würden. Eben so gut weiß der Leser, daß Mariane in Deutschland, als sie, auf's Aeußerste gebracht, nur zwischen dem Tode und einem Irrenhause zu wählen hatte, in einem unbewachten Augenblicke jene Bleistiftzeilen an Romana zu schreiben für Schuldigkeit hielt, an welche sich diejenige Episode unserer Erzählung knüpfte, die durch Daginski's Tod zum Abschluß gebracht wurde.

Romana, nach einer tiefen Ohnmacht zum Be-

wußtsein zurückgekehrt, faßte sich in einer Art und Weise, die eines besseren Charakters als des ihrigen, würdig gewesen wäre. Sie hatte ihren Sohn als solchen nicht lange genug gekannt und nicht genug geliebt, um über seinen Verlust den Seelenschmerz zu empfinden, welchen sie unter anderen Umständen gewiß empfunden haben würde; aber der moralische Stoß, den die schnelle, gräßliche Art seines Todes, wovon sie selbst mittelbar die Schuld trug, ihr gab, war entsetzlich. Ihr Schmerz war nicht sowohl vernichtend für sie selbst, als er für Andere vernichtend zu werden drohte. Sie sagte sich mit der kältesten Besonnenheit, daß sie einen Sohn und eine Schwester zu rächen habe und sie um jeden Preis rächen wolle. Dem Herzog von Amundeville, welcher sie am Tage zuvor mit so beredten Worten gebeten, nichts gegen Lord Fitzgerald zu unternehmen, sagte sie, daß er selbst die Unmöglichkeit einsehe, seine Bitte zu erfüllen. Der Herzog, welcher aus Theilnahme und Politik zugleich sich Romanens annehmen zu müssen glaubte, begriff das allerdings. Natürlich setzte er voraus, daß man Daginski's Mörder verfolgt habe; es war nicht wahrscheinlich, daß sie entkommen würden. Um seine eigenen Zwecke zu erreichen, mußte er auf neue Mittel sinnen; in jedem Falle war Romana eine gute Verbündete.

Der Herzog war sanguinischen Gemüthes; wann hatte es ihm jemals an Auswegen gefehlt? Er trat Romanen also nicht entgegen; die Nacht verging Beiden in Berathungen, die wir hier nicht wiederholen wollen. Man schickte nach der Blomfield und brachte sie mit vieler Mühe in den Palast des Herzogs; sie war in einem an Raserei grenzenden Zustande und gab auf alle Fragen keine einzige zusammenhängende Antwort.

Indessen hatte das Schicksal den Knoten zerhauen, über dessen Lösung unsere Diplomaten schon so viel hin- und hergesonnen hatten. Das Glück, welches den Herzog von Amundeville in seinem Leben so consequent begünstigte, schien ihn auch diesmal nicht verlassen zu wollen, indem der Ausgang der für alle Anderen so entsetzlichen Begebenheit seine Vortheile auf unvorhergesehene Weise beförderte. Gegen Morgen erhielt man Nachricht über Daginski's Mörder. Blomfield war entkommen; Lord Fitzgerald war ergriffen worden. Er hatte sich Anfangs vertheidigen wollen; als er aber die Unmöglichkeit erkannt, erfolgreichen Widerstand zu leisten, hatte er es vorgezogen, noch ehe es zu spät war, als Gentleman zu sterben. In dem Augenblicke, als einer der ihn verfolgenden Gensd'armen Hand an ihn gelegt, hatte er, noch ehe man daran denken, geschweige denn es verhindern konnte,

vermittelst eines Terzerols, welches er immer geladen bei sich zu tragen pflegte, seinem Leben ein Ende gemacht.

Der Herzog von Amundeville athmete freier, als die Kunde von dieser Katastrophe ihn erreichte; Romana schwieg grollend; es schien ihr, als ob der Himmel zu gnädig mit diesem großen Bösewicht verfahren sei. Mariane vernahm die Nachricht mit scheinbarer Theilnahmlosigkeit; die Blomfield ras'te fortwährend. — Die tragische Begebenheit machte einiges Aufsehen und stand in allen Zeitungen; aber in Paris sind alle Dinge, die es heut in Aufregung versetzen, morgen wie im Grabe vergessen. So ging es denn auch diesmal. Der Herzog, nachdem er für die todtkranke Blomfield auf das Großmüthigste gesorgt hatte, bewog Romanen jetzt ohne Mühe, sich vollkommen ruhig zu verhalten und bis zu seiner Rückkehr aus England sich allein ihrer Schwester zu widmen. Er war froh, als er das Schiff betrat, das ihn, zum ersten Mal seit dreißig Jahren, in das Land seiner Vorfahren hinübertragen sollte.

Drittes Buch.

Kapitel I.

„Your Grace hath screened and stood between
Much heat and him.“

„This vile deed
We must with all our majesty and skill
Both countenance and excuse!“

Shakespeare.

Es war wenige Tage nach den letzterzählten Ereignissen, daß Lord Nestleham und der Herzog von Amundeville — diese beiden Staatsmänner, welche so lange verstohlen mit einander kokettirt hatten — sich endlich gegenüber standen. Lord Nestleham empfing den Herzog mit der Ehrfurcht, welche seinem Genie und seinem Range gebührten, und der Herzog, mit seiner souveränen Gleichgültigkeit gegen den moralischen Werth der Leute, begrüßte den Lord als einen, der sich durch hundertfältige Dienste die gerechtesten Ansprüche auf seine Ergebenheit erworben habe. Er berichtete ihm alle Umstände des gewaltsamen Todes Lord Fitzgerald's und sprach ihm sein Bedauern darüber aus, daß das Schicksal, indem es Jenen zu Lord Nestleham's Gunsten

unschädlich gemacht, ihm selbst eine willkommene Gelegenheit entzogen habe, sich dem Lord erkenntlich zu beweisen. In seiner Herzensfreude über einen für ihn so unverhofft günstigen Ausgang der ärgerlichsten Sache von der Welt achtete Lord Nestleham nicht auf die Feinheit der letzten Bemerkung des Herzogs. Er vermochte es nicht über sich, seine Zufriedenheit über das tragische Ereigniß, wie es sich wohl geziemt hätte, zu verbergen, und konnte sich der trivialen Bemerkung nicht enthalten, daß Lord Fitzgerald's Experimente, abgesehen von allem Uebrigen, ihm und den Tribunalen einen Wust von Arbeit erspare, die weit ersprießlicher angewendet werden könne.

Und nun, Mylord, sagte der Herzog, nachdem das erste Thema zur Genüge abgehandelt war, erlauben Sie mir, auf meine persönlichen Angelegenheiten zurück zu kommen. Das Erste, was ich zu thun habe, ist, Ihnen meinen tiefgefühlten Dank dafür auszusprechen, daß Sie den Namen meines Sohnes St. Felix vor öffentlicher Schmach bewahrt. Ich hoffe, daß Sie meine Bitte erfüllt und ihn bis jetzt als Gefangenen in Ihrem Hotel behalten haben.

Es würde ohne diese Bitte geschehen sein! erwiderte Lord Nestleham. Ich vermuthe, daß Sie ihn sehen wollen.

Ich will ihn nicht sehen, bis ich im Stande sein werde, England zu verlassen und ihn mitzunehmen! antwortete der Herzog. Gönnen Sie ihm nur noch wenige Tage lang ein Asyl, Mylord; mir würde er nur bei der Ausführung der Vorsätze hinderlich sein, mit denen ich aus Frankreich hierher gekommen bin. Es giebt Menschen, deren Tugend und Großmuth stets unklug auftritt; St. Felix gehört zu diesen. Um mich an Handlungen zu verhindern, die mir nach seiner Meinung Schaden bringen könnten, würde er mich in tausend Verlegenheiten stürzen. Lassen wir ihn nichts von meiner Anwesenheit ahnen, und sagen wir ihm Alles erst, wenn es mir gegönnt sein wird, ihm mit reinen Händen ein schwer errungenes Glück zurück zu geben.

Ich habe nichts dagegen zu sagen, Monseigneur! erwiderte Lord Nestleham. Was beabsichtigen Sie nun aber zu thun? — Sie sind kühn unter den obwaltenden Verhältnissen, um mit Entdeckungen, wie die Ihrigen sind, nach England zu kommen.

Ich wüßte nicht, was ich zu fürchten hätte! sagte der Herzog mit Hoheit. Selbst wenn man in der Geschwindigkeit die Habeas-Corpusakte suspendiren wollte, um mich der Freiheit zu berauben, so würde Frankreich meine Ketten zu sprengen wissen. Das Ver-

fahren, was ich zu beobachten habe, ist einfach: Wir wissen Beide, um welches Vergehens willen der Viscount Arlington seit einem Jahre im Tower sitzt.

In der That! sagte Lord Nestleham mit vieler Natürlichkeit — Sie müssen es wissen.

Ich weiß es! erwiderte der Herzog ruhig — und daß er da sitzt, habe ich vor mir allein zu verantworten; St. Felix wenigstens ist unschuldig daran. Ich allein kann die Gründe durchschauen, die ihn zu seiner thörichten Selbstanklage bewogen haben. Ich selbst — ich in eigner Person habe mit der Herzogin von Winstoun ein Verhältniß gesucht, und ihr die politischen Geheimnisse ihres Gemahls entlockt. Ich selbst habe sie bewogen, in ihren Papieren auf einen fremden Namen die Schuld zu werfen. Das Alles werde ich morgen dem Herzog von Winstoun sagen; ich bin gewiß, daß er mir Glauben schenkt. Wir werden dann einen Gang mit einander zu machen haben, den nur einer von uns überleben wird. Wie aber auch das Schicksal entscheiden möge, Mylord — Sie werden vor der Welt nie etwas Weiteres wissen, als das, was ich eben gesagt habe — gleichviel, was St. Felix oder jene süße Schwärmerin, seine Frau, Ihnen gebeichtet haben mag. Ich hoffe, daß Sie mich verstehen.

Lord Restleham bejahte.

Was endlich den Viscount Arlington betrifft, fuhr der Herzog fort, so wird meine Erklärung hinreichen, um ihn ohne fernere Untersuchung aus seinem Kerker zu befreien, sofern Sie es wollen. Was die Verwickelungen seines Vermögens, jene scheinbaren Betrügereien betrifft, von denen Sie mir geschrieben haben, so scheint es mir nicht zweifelhaft, daß dieselben auf Machinationen Lord Fitzgerald's beruhen. Es steht bei Ihnen, ob Sie Untersuchungen darüber anstellen wollen oder nicht; sie werden schwer zu bewerkstelligen sein, indem die Mitschuldigen des Lords — sein Secretair und ein Rechtsgelehrter, Namens Desborough, entkommen sind. Jedenfalls stelle ich die Summen, welche der Viscount den beiden Banquiers schuldet, zu Ihrer Verfügung, so wie ich überhaupt bereit bin, für den Viscount Alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um ihn das Leiden der letzten Jahre vergessen zu machen. Verstehen Sie mich recht, Mylord — Alles!

Sie haben, versetzte Lord Restleham — eben so viel Großmuth, als Genie. Indessen bemerke ich Ew. Herzoglichen Hoheit, daß Alles nichts fruchten wird, so lange wir die Gründe nicht herausbringen, welche den Viscount bewogen haben, sich für schuldig auszu-

geben und so eigensinnig bei diesem Geständniß zu verharren.

Der Herzog lächelte. Vielleicht, sagte er, kann ich darüber Aufschluß geben. Die Fürstin Jaraczewska, deren Talente wir Beide gewiß in gleichem Maße achten, hat vermöge der ihr eigenen glänzenden Combinationsgabe den wahren Grund dieser Selbstanklage entdeckt; wenigstens ist es sehr wahrscheinlich, daß sie das Richtige getroffen. Der Viscount Arlington hatte aus Liebe die Tochter der Fürstin, die junge Gräfin Helene Jaraczewska, geheirathet. Die Fürstin hatte Grund, in dem Viscount Arlington ihren eigenen Sohn zu vermuthen — Sie sind erstaunt, Mylord! — und durch eine Verkettung der seltsamsten Umstände gelangte diese Vermuthung für eine Gewißheit zur Kenntniß der jungen Eheleute. Die Gräfin Helene ging in ein Kloster, wo sie zum Glück noch als Novize lebt; den Viscount traf die Anklage des Herzogs von Winstoun in der ersten Verzweiflung; er wird aus Verzweiflung gestanden haben. Versuchen Sie es, Mylord; sagen Sie ihm, daß er ein Sohn Lord Fitzgerald's und der Mrs. Blomfield, daß seine Frau folglich nicht seine Schwester ist, und geben Sie Acht, ob diese Entdeckung nicht alle meine Vermuthungen rechtfertigt.

Lord Nestleham schwieg, für den Augenblick unfähig, sich von seinem Erstaunen zu erholen.

Ich bin zu Ende, Mylord! nahm der Herzog noch einmal das Wort. Sollte es mein Schicksal sein, als Opfer für die Manen der Herzogin von Winstoun zu fallen, so nehmen Sie zum letzten Mal meinen tiefgefühlten Dank für die Freundschaft, welche Sie mir so oft bewiesen haben. Bleibe ich unter den Lebenden, so wird mir hoffentlich Gelegenheit werden, Ihnen zu zeigen, wie sehr ich diese Freundschaft sowohl schätze, als erwidere.

In der That, entgegnete Lord Nestleham — wir Beide sind vielleicht am geeignetsten dazu, der Welt zu beweisen, welche große Dinge zu Stande kommen können, wenn durch das Netz der Diplomatie hindurch — über die politische Fata Morgana hinweg, welche wir selbst heraufbeschwören, um die Welt zu täuschen — wir Politiker und Diplomaten uns verstehen. Dinge können zu Stande kommen, von welchen, nach dem alten Shakespeare zu reden, die Schulweisheit unserer Pedanten sich nichts träumen läßt. Das Schicksal kann so neidisch nicht sein, daß es der Welt einen Staatsmann, wie Sie, auf den alle seine Zeitgenossen und selbst seine Gegner

stolz sind, so früh entreißen sollte. Ich fürchte nichts für Sie, Monseigneur. Mir aber gestatten Sie, für alle Zeiten Ihr ergebenster Freund zu bleiben, und Sie gleichfalls als solchen betrachten zu dürfen.

Kapitel II.

„I sit in my tears in the cave. Nor do I sit alone, o Gaul! — the dark chief of Cuthal is there. He is there in the rage of his love.“

Ossian.

Der Herzog von Amundeville hatte, ehe er Frankreich verlassen, von der Fürstin Jaraczewska die Adresse des Herrn von Meyen erfahren und begab sich nach seiner Unterredung mit Lord Nestleham direct in das bezeichnete Haus, entschlossen, um keinen Preis ohne Alexien in sein Hotel zurückzukehren.

Er fragte nach Herrn von Meyen und erhielt zur Antwort, daß derselbe seit mehreren Tagen verreis't sei, und daß man nicht wisse, wann er zurückkehren werde. Der Herzog fragte darauf nach Alexien, worauf ihn der Diener mit dem Ausdrucke des Erstaunens von oben bis unten maß und sich nach seinem Namen erkundigte.

Der Herzog nannte sich und bemerkte mit Befriedigung, daß sein Titel dem Diener imponirte; er fügte dann hinzu, daß er Herrn von Meyen's Tochter

sehen müsse, und führte so schnell und gut erfundene Gründe seines Verlangens an, daß der Diener halb geneigt war, ihn zu willfahren. Trotzdem zauderte er, selbst noch beim Anblicke eines Goldstücks. Es ist so streng verboten, irgend Jemanden zu dem Fräulein zu lassen, sagte er, und der Herr von Meyen hält seinen Aufenthalt hier so geheim, daß ich nicht begreife, wie Ew. Durchlaucht von demselben etwas erfahren haben. Der Herzog war des Capitulirens müde. Er ward dringend, warf dem Diener ein zweites Goldstück hin und sagte, als derselbe die Befürchtung äußerte, von Herrn von Meyen seines Dienstes entlassen zu werden, daß ihm ein Platz in seinem Gefolge frei stehe. Der Diener ließ ihn endlich ein. Der Herzog schritt durch mehrere Gemächer, welche sämmtlich leer und, obwohl reich ausgestattet, unfreundlich und in Unordnung waren. Die Möbel waren mit Staub bedeckt; das Geräusch der Fußtritte erstarb auf den Teppichen, welche auf dem Parquet ausgebreitet lagen; man erschrak unwillkürlich vor seinem eigenen Spiegelbilde in dieser geisterhaften Stille. Der Herzog öffnete eine neue Thür, und siehe da — der Gegenstand seines Suchens war gefunden. Im Hintergrunde eines langen, dunklen, schmalen Zimmers saß Alexia auf einem Fußschemel vor einem

Tabouret. Sie war sehr prachtvoll, aber nachlässig gekleidet; sie hatte den Rücken nach der Thür gewendet und den Kopf in ihre beiden Hände gestützt. Der Herzog stand wie festgebannt an der Thüre, welche nur aus einem schweren dunklen Vorhange bestand; er konnte sich nicht entschließen, einen Schritt vorwärts zu thun; er fühlte sein Herz sich zusammenpressen. Diese Stellung und die Unbeweglichkeit, mit welcher Alexia darin verharrte, sagten mehr, als das beredteste Wort. — Das war die lebhafte, die kraftvolle Alexia! — — Der Herzog hätte beinahe geweint — denn er konnte weich sein, dieser Herzog! — aber eine neue Erscheinung machte diese Thräne erstarren; eine gegenüberliegende Tapetenthür öffnete sich, und ließ einen Mann eintreten, den der Herzog nicht kannte, der aber jung, schön und augenscheinlich vornehm war. Der Herzog war ein in alle Erfahrungen des Lebens eingeweihter Mann — zwei Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirn mit Blitzesschnelle; er trat zurück und ließ die Vorhänge fallen. Er wollte die Wahrheit wissen. Er konnte, ohne gesehen zu werden, das Zimmer durch den schmalen Raum überblicken, welchen die Vorhänge beim Zusammenfallen frei ließen. Alexia saß unbeweglich, bis der Mann sich zu ihr neigte und ihren Namen nannte. Mit einem gellen-

den Schrei fuhr sie auf, und jetzt sah der Herzog zum ersten Mal ihr Gesicht; er wandte sich weg von diesem Anblick. Sie schien ihm viel schöner geworden zu sein, seit er sie zuletzt gesehen; aber man hätte glauben können, das Gesicht einer Todten zu erblicken, so starr waren ihre Züge. Ja, selbst der Ausdruck der Aufregung dieses Augenblicks schien unbeweglich, für die Ewigkeit auf ihrem marmorblassen Antlitz eingegraben zu sein. Was wollen Sie? sagte sie leise und schneidend, indem sie drei Schritte zurücktrat, dann aber mit einer Miene der Entschlossenheit stehen blieb, als ob sie es wagen wolle, den Eindringling herauszufordern — was wollen Sie? — Alexia! murmelte er, indem er vor ihr auf's Knie sank und ihre Hand ergriff — ich bin hier mit der Bewilligung Ihres Vaters! — Ich fluche meinem Vater! sagte Alexia langsam und mit der schärfsten Betonung, indem sie ihre Hand der des Fremden entwand — ich verfluche ihn und verachte Sie, wenn Sie mich nicht verlassen wollen. Sie haben meinen Entschluß längst gehört; ich kann sterben — ich kann den Verstand verlieren; aber den Mann verrathen, den ich liebe, das kann ich nicht. Gehen Sie und bedenken Sie einen Tag lang nüchternen Sinnes, was besser sei, die Selbstachtung oder eine thörichte und verbrecherische Leidenschaft auf-

zugeben. Lassen Sie mich an Ihre Ehre appelliren, wo ein Vater sich nicht scheut, meine wehrlose Tugend zu verkaufen! Lassen Sie mich frei! — ich habe Sie einst für einen edlen Mann gehalten! — — Alexia, sagte der Fremde mit erzwungener Ruhe, reizen Sie mich nicht zum Aeußersten. Wenn ich Sie genug liebe, genug anbete, wenn Ihr Genie mich genug bezaubert hat, um Sie aus der Maitresse eines Künstlers zu der Gemahlin eines Pairs machen zu wollen, so haben Sie am wenigsten Ursache, sich über die Art und Weise meines Benehmens gegen Sie zu beklagen und mir entehrende Vorwürfe zu machen. Von Ihrem Vater weiß ich, daß Sie selbst ihm gestanden haben, nicht verheirathet zu sein. — Das ist nicht wahr! — das ist himmelschreiende Falschheit! rief Alexia mit krampfhafter Anstrengung; ich hab' es nicht gestanden; ich rufe Gott und Alles, was heilig ist, zum Zeugen, daß das Band der Kirche mich mit dem Manne vereint, der trotz Allem, was Ihr zu behaupten wagt, gegen den gemeinsten Bettler mehr Ehrenhaftigkeit bewies, als Sie gegen eine Frau, welche Sie zu lieben vorgeben. — Ihr Vater sagt, daß selbst eine solche Verbindung nach den Gesetzen Ihres Landes nicht gültig sei! — Gültig überall, wo man gerecht und menschlich ist! — Sie sind keins von Beiden. — Alexia! rief der Fremde

mit vor Bewegung zitternder Stimme — soll ich Sie daran erinnern, daß Ihr Vater Sie mir überlassen hat — daß Sie in meiner Macht sind!? — — Gewalt! lachte Alexia — ein edles Auskunftsmittel, in der That! — Ganz eines Pairs von England würdig! Wissen Sie, daß ich St. Felix lange kannte und liebte, ehe der Segen des Priesters uns verband — daß wir tausendmal allein waren — allein mit unserer Leidenschaft — daß es Tausend Augenblicke gab, in denen ich ihm nicht widerstanden haben würde, und daß er es war, der mich bewachte und schützte? Wissen Sie das, Mylord? — wissen Sie, wie sehr Sie Ihren Geist, wie sehr Sie die Klarheit Ihrer Begriffe compromittiren, wenn Sie in demselben Augenblicke von Liebe und von Gewalt sprechen? Haben Sie denn kein Gefühl für Tugend, haben Sie denn keine Ehre, kein Mitleid? — Ich liebe Dich, Alexia! murmelte er leidenschaftlich — was ist Ehre, was ist Tugend, wenn dieses eine Wort gegen sie in die Wagschale geworfen wird? — Alexia wandte sich um und schüttelte das Haupt. Ich weiß nicht, wie das Alles enden soll! sagte sie mit einem schweren Seufzer; man hält mich gefangen — man will mich entehren — man wird mich todt quälen, und St. Felix weiß es nicht! — Der Fremde näherte sich ihr; er faßte ihre

Hände und bedeckte dieselben mit Küssen. Alexia drängte sich an's Fenster; sie machte eine Hand frei, und stieß einen der Fensterflügel auf. Lassen Sie mich los! kreischte sie — lassen Sie mich los, oder ich stürze mich hinunter; der Wahnsinn verleiht auch physische Kraft! — Zurück! donnerte jetzt eine dritte Stimme, indem ein starker Arm den des jungen Mannes faßte und von der Unglücklichen wegriß, weichen Sie zurück, wenn Sie nicht Lust haben zu sterben! — Der Fremde fuhr, vor Scham erglühend, zurück; der Herzog blickte auf Alexien, welche, ohne sich umzusehen, aus dem Fenster starrte. Alexia, mein Kind! rief er mit weicher, bewegter Stimme — fasse Dich! — ich bin gekommen, Dich zu retten! Alexia wandte sich um und sah den Herzog mit einem furchtsamen, ungläubigen Blicke an; dann warf sie sich plötzlich mit einem Thränenstrom in seine Arme. Vater, rief sie, Vater, ich bin ihm treu gewesen! — sie haben mich verführen wollen und haben mich zur Verzweiflung getrieben; aber ich hatte Muth und habe mich tapfer gehalten! — Komm, komm! sagte der Herzog, indem er ein auf einem Stuhle liegenden Shawl ergriff und um die marmornen, von der grünen Sammetrobe unbedeckt gelassenen Schultern schlug — komm, Alexia; wir haben keine Zeit zu ver-

lieren. — Ist er fort? fragte sie, indem sie scheu um sich blickte — wird er nicht wiederkommen? — Er ist fort! erwiderte der Herzog; sei ruhig, liebes Kind, und folge mir getrost! — Alexia ließ sich ohne Widerstand, aber auch ohne sonderliche Hast fortführen. Der Herzog umfaßte sie, zog sie durch die Reihe der Zimmer, durch welche er gekommen war, und stürzte an dem betroffenen Diener vorbei, der sich erst besann, als der Wagen des Herzogs, welcher unterdeß vor der Thür gehalten, schon in fliegender Eile davonrollte. Der Herzog hielt Alexien, welche kaum zu begreifen schien, was mit ihr vorging, stumm umfaßt; vor seinem Hotel angelangt, trug er sie aus dem Wagen; im Zimmer angekommen, schöpfte er Athem; dann legte er sie auf ein Ruhebett und drückte einen Kuß auf ihre kalte Stirn. Alexia schloß die Augen; von Zeit zu Zeit seufzte sie tief auf. Sie werden wiederkommen, murmelte sie dann, diese Elenden, die nicht mehr erröthen konnten; sie haben mich zur Verzweiflung gebracht; aber ich hatte mehr Kraft als sie und hätte sie sterbend bezwungen, wenn Du nicht gekommen wärst! — Fürchte Dich nicht! sagte der Herzog freundlich; fasse Dich, liebes Kind! — Du mußt mich kennen, ich bin Dein Vater! — Vater! wiederholte Alexia — ja, wohl bist Du mein Vater! — ich wußte wohl, daß der, den ich verflucht habe, nicht

mein Vater sei! — Der Herzog küßte sie, ohne auf ihre verworrenen Reden zu achten; sie blickte dankbar, aber mit umflorten Augen zu ihm auf; dann fielen ihre Blicke auf ein großes, modisches Piano; langsam erhob sie sich, öffnete das Clavier und fing an zu spielen. Der Herzog hörte einen Augenblick lang zu; es war ein wildes Chaos schöner Melodieen — Reminiscenzen aus deutschen Klassikern — Strophen aus St. Felix, untermischt mit freier, eigner Phantasie. Dann nahm er ihre Hände. Alexia! sagte er — hast Du denn keinen Wunsch? — möchtest Du St. Felix nicht wiedersehen? — St. Felix! wiederholte Alexia mit einem plötzlichen Freudenstrahl in ihren schönen Augen — ich bin ihm treu gewesen, Vater! — wenn er an mir zweifeln sollte, wirst Du es ihm bezeugen! Wo ist er denn? — Der Herzog schwieg; Alexia fuhr fort: Wie ist mir denn? — hatten sie ihn nicht gefangen? — Ich habe gar kein Gedächtniß mehr! — Der Herzog schellte und befahl seinem Kammerdiener, einen Arzt zu rufen. Mit wachsender Unruhe verfolgte er Alexiens wüste Phantasieen. Ich fürchte, sie ist sehr krank! sagte er zu dem Arzte, als derselbe erschien; stellen Sie sie so weit her, Sir, daß sie in zwei Tagen mit mir nach Frankreich reisen kann — keine Belohnung wird mir zu groß sein. Der Doctor gab beruhigende

Tropfen und bat den Herzog, für die nächste Zeit jede Aufregung für die Kranke zu vermeiden, und namentlich in keiner Sache ihrem Willen entgegen zu handeln. Der Herzog versprach Alles und freute sich, als sie endlich, zum Tode ermattet, einschlummerte. Zu aufgeregt, zu angstvoll, um selbst müde zu sein, hieß der Herzog seinen Kammerdiener zur Ruhe gehen und blieb die ganze Nacht über neben Aleriens Ruhebett sitzen.

Kapitel III.

Revenge is now the end
That I do chew. I'll challenge him.
Beaumont and Fletcher.

Alexia schien am nächsten Morgen ruhiger, und der Herzog von Amundeville begab sich, nachdem er noch eine lange Unterredung mit Lord Restleham gehabt, in das Hotel des Herzogs von Winstoun. Gegen die Erwartung Amundeville's hatte Lord Restleham diesmal geschwiegen; Winstoun war völlig unvorbereitet auf dieses Wiedersehen. Der Herzog von Amundeville wurde sofort empfangen. Er las in Winstoun's mühsam gefaßter Miene, in der wilden Aufregung seines kleinen, sonst so freundlichen Auges die ganze Bedeutsamkeit dieses Moments; beide Männer standen einen Augenblick lang, ohne zu sprechen, einander gegenüber. Der Herzog von Amundeville brach zuerst das Schweigen. Er hatte in Frankreich, diesem Welttheater des guten Tons und der Mode, die vollkommenste Beherrschung der Form gelernt und näherte

sich seinem Gegner mit einer Leichtigkeit, welche, ohne würdelos zu sein, denselben sowohl in Erstaunen setzte, als verwundete.

Ich sehe, sagte er, indem er sich mit Anstand und Ehrfurcht verneigte, daß Ew. Herzogliche Hoheit auf meinen Anblick nicht vorbereitet waren; indessen hoffe ich Verzeihung wegen meiner Zudringlichkeit zu erhalten, sobald ich die Gründe derselben genannt haben werde. Von Mylord Nestleham erfahre ich, daß ich der Schuldner Ew. Herzoglichen Hoheit in einem Maße bin, welches jede Hoffnung auf Ausgleichung von meiner Seite abschneidet. Sie haben im Verein mit Mylord Nestleham gegen meinen Sohn St. Felix eine Zartheit bewiesen, über die ich weinen würde, wenn ich ein Weib wäre.

Der Herzog von Winstoun zitterte. Sprechen wir nicht davon! sagte er mit abgewandtem Gesicht; Ihren Dank habe ich nicht verdienen wollen.

Sie thun mir weh, Mylord von Winstoun! erwiderte der Herzog von Amundeville. Welche auch Ihre Absichten oder Ihre Beweggründe gewesen sein mögen — mir werden Sie nicht zumuthen wollen, die Rolle eines Undankbaren zu spielen. Der Mann, der in diesem Augenblicke zu Ihnen spricht, ist der Vater St. Felix's — der Herzog wird nachher reden.

Das sind Finessen, die auf die Bühne passen! entgegnete Winstoun; ich kenne Sie nicht anders, als in der Eigenschaft des Herzogs von Amundeville; sprechen Sie zu mir als solcher.

Auch dieser, versetzte Amundeville, kann die Großmuth eines Feindes bewundern. Sie haben meinem Sohn — ein Unrecht vergeben!

Ich möchte, unterbrach Winstoun, für diese Verzeihung auf das Attribut der Großmuth keinen Anspruch machen. Lassen wir den Schein sinken, Monseigneur; zwischen uns wären schöne Phrasen im besten Falle eine Thorheit. Ich stehe zu Ihnen Mensch gegen Mensch. Sie haben meine politische Ehre vernichtet — Sie haben meine Frau zu der Schande eines Verrathes verlockt — Sie haben sie getödtet — Sie haben ihr, wenn Gott nicht mehr barmherzig als gerecht ist, die Seligkeit entrissen — Sie haben mich, der ich nichts auf Erden schätzte, als meine Ehre und diese Unglückliche, der Gott verzeihe — ruinirt — zu einem verlornen Manne gemacht. St. Felix war Ihre Puppe — ein blindes Werkzeug Ihres überlegenen Geistes. Den Dolch, mit dem ein Mord verübt wird, zieht man nicht zur Rechenschaft, sondern die Hand, die ihn führte. St. Felix konnte nichts dafür, daß er

einen Vater hatte, dessen Staatsklugheit so groß, als seine Seele verderbt ist.

Haben Sie noch etwas hinzuzufügen? fragte der Herzog mit Ruhe.

Nicht viel! entgegnete Winstoun mit einem Tone, der, obgleich leise, die lang verhaltene Wuth verrieth, die in seinem Busen kochte — nicht viel, Mylord von Amundeville. Worte sind unnütz, wo nur Thaten reden und sühnen können. Ich fordere Genugthuung. Ihnen zu vergeben, wäre eine zu erhabene Großmuth für das natürliche Gefühl eines bis in den Tod gekränkten Mannes. Mit Ihnen auf Leben und Tod zu kämpfen, ist hingegen eine Ehre, an welche ich mit Stolz denke; denn, um gerecht zu sein, will ich Ihnen gestehen, daß ich Sie fast noch mehr bewundere als verabscheue.

Ich bin gekommen, um Ihnen die Genugthuung, welche Sie fordern, aus freiem Willen anzubieten! entgegnete der Herzog von Amundeville gelassen. Wie wenig ich gesonnen bin, Ihnen gegenüber irgend eine meiner Handlungen zu bemänteln, mögen Sie aus dem ersehen, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Indem Sie meinem Sohne verziehen, haben Sie, obschon unwissentlich, nur Gerechtigkeit geübt. Seine Hand ist bei der ganzen Sache, um welche es sich hier han-

delt, nicht im Spiele gewesen. Die Gründe seiner voreiligen Selbstanklage sind mir bekannt; sie basirten auf einem natürlichen, leider unklugen Edelmuth. Eben so gut kenne ich die Geschichte des Unschuldigen, welcher noch jetzt im Tower schmachtet; ich werde die Ehre haben, Ihnen etwas Genaueres darüber zustellen zu lassen. Um Beide zu befreien und von jedem Verdacht zu reinigen, genügt hoffentlich die Aussage, daß ich allein es war, der ein Verhältniß mit Ihrer Gemahlin suchte und ihr jene Geheimnisse entlockte, deren Kenntniß der französischen Politik so viele Vortheile versprach. Daß ich mittelbar von dem Tode der Lady Herzogin die Schuld trage, möge Gott meiner aufrichtigen Reue vergeben. Ich habe genug gesagt, Mylord von Winstoun, und stehe Ihnen von diesem Augenblick an zu Gebote.

Bestimmen Sie das Wann und Wo! erwiderte Winstoun mit erzwungener Ruhe. Ich habe nichts weiter hinzuzufügen.

Ich muß Sie schon ersuchen, unser Rendezvous im Park morgen auf eine etwas frühe Stunde anzuberaumen. Im Falle dieses Impromptu mich nicht auf immer der Sorge für mich selbst enthebt, muß ich morgen vor Mittag nach Frankreich zurückreisen.

Der Herzog von Winstoun verneigte sich zum Zei-

chen seiner Zustimmung, und St. Felix's Vater verabschiedete sich von ihm mit dem Bemerken, daß er die schriftliche Wiederholung dessen, was er ihm gesagt, in die Hände Lord Restleham's niedergelegt und somit hoffentlich jedes Hinderniß zu Henry's Freilassung beseitigt habe.

Kapitel IV.

„Diese fürchterliche Liebe
Hat alle frühen Blüthen meines Geistes
Unwiederbringlich hingerafft."

Schiller.

Nachdem der Herzog das Hotel seines Feindes verlassen, schwankte er, ob er St. Felix sehen wolle oder nicht. Nach einem längeren innern Kampf, als er jemals durchgemacht haben mochte, entschied er sich für das Letztere. Eine Unterredung konnte im Falle seines Todes von keinem Nutzen sein; er wußte seinen Sohn gerettet, und Alles, was er für die Zukunft von ihm wünschte und hoffte, hatte er in Nestleham's Hände niedergelegt. Gegen einen Mißbrauch seines Vertrauens von Nestleham's Seite hatte er sich anderweitig gesichert. Er fürchtete die Ausbrüche von St. Felix's heftigen Gefühlen und wollte sich nicht weich machen. Er fuhr also zu einem Freunde — dem einzigen, den er in London hatte — um ihn zu bitten, sein Sekundant zu sein, und begab sich dann, zum Tode erschöpft, in sein Hotel zurück.

Er fand Alexien am Clavier. Sie hatte auf dem Pult ein unaufgeschlagenes Notenheft, auf dessen zerrissenem und vergelbtem Titelblatte ein schlecht getroffenes Bildniß von St. Felix prunkte.

Als sie den Herzog erblickte, stand sie auf und reichte ihm stumm die Hand. Der Herzog nahm diese schöne, lilienweiße Hand und drückte sie mit väterlicher Zärtlichkeit. Er wollte etwas sagen, aber ihr blasses, wehmüthiges Antlitz machte ihn verstummen; er neigte sich über sie und bat sie, ihm ein letztes Mal vorzuspielen. Alexia gehorchte. Das war die erste Tonschöpfung St. Felix's, die ich kennen lernte! sagte sie halblaut vor sich hin, als sie zu Ende war — bei diesem Notturno habe ich in meinem Erkerzimmer in Borantesburg geschwärmt und geträumt; ich erinnere mich der sternklaren Nächte, in denen ich, allein mit meinem Piano und den durch's Fenster dringenden Blumendüften und Mondesstrahlen, auf dieses Bild geblickt und darüber gesonnen habe, ob es wohl dem Schöpfer dieser Harmonieen ähnlich sein könne? — Wo hast Du meinen Reginald? rief sie dann heftig, indem sie den Herzog bei der Hand ergriff. Es war das erste Mal, daß sie nach St. Felix fragte. Du wirst, antwortete der Herzog, Deinen Reginald morgen wiedersehen. — Alexia sprang auf, sie warf sich

dem Herzog in die Arme. Höre! murmelte sie — ich glaube nicht an Gott und glaube auch an kein Glück mehr, seit meine Seele, statt dem ihr angetrauten Glauben treu zu bleiben, mit dem Verstande ein gefährlich Einverständniß hatte; aber um Deines Sohnes willen, Vater, bete für mich, im Fall meine Philosophie lügen sollte! — Der Herzog leitete Alexien zu einer Ottomane und bat sie mit freundlichen Worten, ruhig zu sein; sie achtete nicht darauf. Wie wir anders werden! fuhr sie fort; drei Jahre, drei arme kurze Jahre zurück — und ich sehe mich als ein junges, frohes Kind, dem die Zukunft lachte, wie der Himmel mit seinen tausend Sternenaugen! — Und ich hatte Muth und Freudigkeit; in der feeenhaften Zauberruhe meines jungen Lebens lechzte ich nach Kämpfen und Bitternissen — und jetzt? — Ich habe mich in die Wellen des Lebens gestürzt — ich habe mich in den Kampf zwischen Glauben und Vernunft eingelassen — ich habe mich gewagt in die Sturmnacht der Leidenschaft — ich habe gedacht, geschwärmt und geliebt, um, alt vor der Zeit, an einem Leben zu verzweifeln, das ich nicht bewältigen konnte! Ja, Vater — es ist wahr — es ist Alles wahr, was ich sage! — Ich habe die letzten Augenblicke meiner Mutter vergiftet — ich habe meinen Vater verflucht und bin von ihm verflucht worden — ich

habe einen Unschuldigen im Kerker schmachten lassen — ich habe St. Felix's Laufbahn untergraben und die Kraft meines Lebens in dem Streben eines kurzen Jahres aufgerieben — ich bin verdammt und verloren! — Alexia! sagte der Herzog erschüttert — wirf diese Erinnerungen von Dir, welche Dich noch immer beherrschen; es ist Alles wieder gut — Henry ist frei wie St. Felix; es liegt jetzt nur an Euch, glücklich zu sein. — Ich kann das Alles vergessen — murmelte Alexia — aber der Fluch wurzelt tiefer; ich habe keine Ruhe — in mein versengtes Herz fallen alle Liebeswonnen, alle Triumphe des Ehrgeizes wie in das bodenlose Faß der Danaiden. — O Weiber, Weiber! sagte der Herzog mit Wehmuth; kannst Du das gegen mich aussprechen, der ich so viel gethan, so viele Entwürfe, so manchen ehrgeizigen Lieblingsgedanken geopfert habe, um Euch durch einander glücklich zu machen? — Ich glaube, Du verstehst mich nicht! versetzte Alexia — ich liebe St. Felix mit dieser Allgewalt, welche, weil sie sich nie genug thut, das Gefäß zerstören muß. Ich werde mich todt schwelgen in diesem Gefühl und verschmachten vor Begier, eine neue Form für diese unnatürliche Anbetung zu finden, deren Glut das Mark meiner vergifteten Seele langsam aufzehrt. Ich war zu jung, um die Lasten überschwenglichen Glücks und

überschwenglichen Elends tragen zu können; von entgegengesetzten Gewalten erdrückt, bin ich müde, Vater, — müde zum Sterben — Und St. Felix? fragte der Herzog. — Ich will ihn sehen — sehen — sehen! antwortete Alexia; darüber hinaus reichen meine Gedanken nicht. — Mein Kind, sagte der Herzog — Du fühlst heute so und wirst später anders fühlen; höre mich an, ohne mich zu unterbrechen. St. Felix wird Dir Alles erklären, was Dir noch dunkel ist; er wird Dir bestätigen, daß für Euch Beide nichts mehr zu fürchten ist. Mir ist es vielleicht nicht bestimmt, Euer Wiedersehen zu segnen; möglich, daß Ihr morgen vaterlos seid. Der Herzog von Winstoun hat für gewisse Dinge Genugthuung von mir gefordert, wir werden uns morgen zeitig auf Tod und Leben im Parke treffen. Nein, Kind, sieh' mich nicht mit diesen entsetzlichen Augen an; es ist ja möglich, daß ich diesen Gang überlebe; aber wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, so gehe mit St. Felix nach Frankreich zurück und mache ihn glücklich und sei glücklich! — Alexia nickte bejahend. — Mein Testament, fuhr der Herzog fort, habe ich im Laufe des letzten Jahres gemacht; St. Felix ist der alleinige Erbe meines Vermögens. Sprich mir nicht davon! unterbrach ihn Alexia. — Und Du wirst mir nicht fluchen, mein Kind! sagte

der Herzog mit einer Thräne im Auge, weil ich ein Paar Handlungen begangen habe, welche die Theologen Sünden nennen; ich hatte das Gewissen eines Staatsmannes, welcher seine Zwecke vor Augen hatte und dieselben um jeden Preis zu erreichen strebte; aber Du mußt erkannt haben, daß ich das Herz eines Menschen hatte. — O ja! erwiderte Aleria mit Ueberzeugung; ich habe so viel Anbetungswürdiges von solchen Menschen gesehen, deren Handlungen die Moral zum Theil verdammt, und so viele erbärmliche Schlechtigkeiten von solchen, die die Welt ehrenwerth nennt, daß meine Begriffe von Recht und Unrecht sich verwirrt haben; ich bin längst in der Möglichkeit eine Verbrecherin! — Der Herzog betrachtete sie einen Augenblick lang mit dem Ausdruck tiefen Mitleids, dann umarmte er sie schnell, flüsterte ihr ein von Bewegung halb ersticktes Lebewohl zu und verließ hastig und wankenden Schrittes das Zimmer.

Er verbrachte einen Theil der Nacht wachend, theils schreibend, theils seinem vertrauten Kammerdiener Dupin mehrere Verfügungen in Betreff Aleriens mittheilend; erst gegen Morgen legte er sich zu einer kurzen Ruhe nieder. Als er aufstand, überfiel ihn eine nie empfundene Sehnsucht, St. Felix noch einmal wiederzusehen; er schwankte, ob er zu ihm schicken solle.

Indessen besann er sich bald, dieser Mann, der nie einen Entschluß zurücknahm; er machte schnell seine Toilette, bestieg ein Pferd und ritt schnell in dem kalten Morgennebel durch die leblosen Straßen. Er war der Erste auf dem Platze.

Kapitel V.

„Is this the promised end?"
Shakespeare.

St. Felix hatte unterdessen, trotz dem entgegengesetzten Wunsche des Herzogs von Amundeville, seines Vaters Anwesenheit in London vernommen. Im Hause Lord Nestleham's Gefangener auf Ehrenwort, konnte es nicht fehlen, daß ihm von den Vorfällen des Tages mehr oder weniger Kunde zukam, um so mehr, da Lord Nestleham, der ihn gar zu gern hätte entfliehen lassen, ihn auch nicht im Geringsten bewachen ließ. St. Felix hatte während seiner Gefangenschaft — wenn man seinen Aufenthalt in dem Hotel des Lords so nennen will — so viel Würde bewiesen, daß der einflußreiche Minister eine an Ehrfurcht grenzende Hochachtung vor ihm bekommen hatte und nicht wenig über die Art und Weise erstaunt war, mit welcher der Herzog von Amundeville von ihm gesprochen. Es schien ihm, als dürfe man höchstens einem Kinde, nicht aber einem Manne gegenüber so handeln, wie

der Herzog in Bezug auf seinen Sohn gethan. Da es ihn aber für's Erste nichts anging, so sagte er St. Felix wirklich nichts von der Ankunft seines Vaters, war aber auch nicht weiter erstaunt oder erzürnt, als das Geheimniß von einer andern Seite her verrathen ward.

Es war am Abend vor dem Duell des Herzogs, als St. Felix sich in dem Musikzimmer Lord Nestleham's in seine Phantasieen vertiefte. Lord Nestleham, der Anfangs zugehört hatte, begab sich in's Parlament und hinterließ Befehl, den Virtuosen nicht zu stören. St. Felix blieb allein. Als er nach dem Verlaufe von mehreren Stunden endlich aufstand, wandte er sich zu einem im Zimmer befindlichen, mit Zeitungen bedeckten Tische, um einen Blick in die Daily-News zu werfen. Indem er einige der Blätter aufhob, fiel ihm, unter mehreren anderen, eine Karte seines Vaters in die Augen. Erstaunt, beinahe entsetzt, sprang er auf, schellte, und fragte einen Diener, wer die Karte gebracht habe? — Aus der Antwort des Lakaien erhellte so viel, daß eine Verwechselung hier nicht wohl möglich sein konnte, und in der höchsten Aufregung beschloß St. Felix, den Lord zu erwarten und ihn um eine Erklärung zu bitten.

Es war gegen vier Uhr Morgens, als Lord Nestle-

ham zurückkehrte. Durch lebhafte Unterhaltung mit einigen vertrauten Freunden und die derselben vorhergegangene Sitzung im Oberhause mehr aufgeregt als ermüdet, bezeugte er keine Spur von Ungeduld, als ihm St. Felix mit dem oben erwähnten Verlangen entgegentrat. Lord Nestleham bedauerte, daß der Zufall diese Entdeckung herbeigeführt habe, sagte, daß er seine Hände in Unschuld wasche, und fügte hinzu, daß er ihm am folgenden Tage seine Freiheit zurückgeben werde. St. Felix fuhr in freudiger Ueberraschung auf; dann beschwor er den Lord, ihm den Zusammenhang der Begebenheiten zu erklären. Lord Nestleham gehörte nicht zu den Verschwiegenen, besonders wo die Verschwiegenheit ihm ganz und gar keinen Nutzen zu haben schien. St. Felix drang in ihn, und der Minister machte sich kein Gewissen daraus, ihm jetzt mitzutheilen, was er doch einige Stunden später erfahren haben würde. Der Virtuose begriff endlich Alles. Als er von dem beabsichtigten Duell seines Vaters hörte, beschwor er den Minister, ihn freizugeben, oder, wenn er es nicht wolle, ihn mit Bedeckung in das Hotel des Herzogs schicken; er müsse seinen Vater sehen. — Lord Nestleham fand sein Begehren natürlich! — alle die Gründe, welche St. Felix troß seiner leidenschaftlichen Erregtheit anführte, schienen ihm über-

flüssig; er hatte es so herzlich satt, Gefangenwärter zu sein! — Trotz dem wagte er es nicht, dem Wunsche des Herzogs zuwider zu handeln und verhehlte es dem Virtuosen nicht. Endlich siegte St. Felix's Beredsamkeit. So frivol Lord Nestleham auch war, so erschütterte ihn dennoch die Gewalt dieser Leidenschaft. Er überlegte, daß füglich kein großes Unglück aus der Erfüllung dieser Bitte entstehen könne und daß er Gründe finden würde, sein Verhalten zu rechtfertigen; er konnte nicht widerstehen.

Er gab Befehl, zwei Pferde zu satteln, und überantwortete seinen Gefangenen einem Diener, welcher, im Fall der Herzog von Amundeville es so wolle, ihn wieder zurück escortiren sollte. St. Felix sprengte von dannen. Der Morgen graute bereits; es war Tag, als er vor dem Hotel anlangte, welches ihm als das seines Vaters bezeichnet worden war. Er gab der Bestürzung des ehrlichen Dupin nicht Zeit, sich in Worte zu fassen; er faßte ihn bei der Hand und fragte nach seinem Vater. — Der Diener dachte in diesem Augenblick wie Lord Nestleham und hatte noch mehr Grund, so zu denken als jener. Der Herzog duellirt sich im Park mit dem Herzog von Winstoun! rief er mit Thränen in den Augen; er ist vor zehn Minuten fortgeritten. — Fort!

wiederholte St. Felix, indem er den Diener festhielt — ich muß den Herzog sehen, Dupin; — die Stelle im Parke, die Allee, wo das Begegnen stattfindet?! — Dupin nannte den Ort. St. Felix stürzte hinaus, schwang sich wieder auf sein Pferd, ohne auf seinen Begleiter von vorhin — ohne auf die neugierigen Blicke der zum Hotel gehörigen Dienerschaft zu achten, und jagte davon. Er kannte den Park durch und durch. Einige Schritte von dem bezeichneten Platze sprang er von seinem mit Schaum bedeckten Pferde, welches er seinem Schicksal überließ, und bog dann um die mit Gebüsch umwachsene vorspringende Baumgruppe, durch deren kahle Stämme hindurch er vier Männergestalten in unzweifelhaften Stellungen erblickte. Ein Moment, und Alles war zu spät. Ein Halt — wüthend und flehend zugleich, entfloh seinen Lippen, indem er vorstürzte. Seine mit der Schnelle des Gedankens geschehene Annäherung bemerkte man erst, als er die Absicht, die um seinetwillen auf seinen Vater gezückte Klinge aufzuhalten, schon erreicht hatte. Der Degen des Herzogs von Winstoun durchbohrte seine Brust; er sank mit einem tiefen Seufzer zu Boden. Der Herzog von Amnnderille schleuderte seine Waffe von sich und stürzte sprachlos auf den Getroffenen; die Sekundanten ver-

ließen ihre Posten, um den in der Nähe befindlichen Arzt herbeizurufen. Windesschnell wurde ein Verband um die Wunde geschlagen, deren Untersuchung der Arzt aufschieben zu müssen erklärte, bis man im Hotel angelangt sei. Der Herzog von Winstoun und St. Felix's Vater gaben sich die Hände mit abgewandtem Gesicht, und der auf eine Tragbahre gelegte, völlig leblose Verwundete ward in's Hotel gebracht.

Die schauderhaften Momente des Lebens sind auch die schauderhaften des Dichters; gehen wir darum schnell über die nächsten hinweg. St. Felix ward in das Zimmer des Herzogs gebracht, und unter dem Rennen und Laufen der Diener — unter dem Geschrei einiger weiblichen, wahrscheinlich ebenfalls zum Dienstpersonal gehörigen Individuen — unter den verzehrenden Blicken des Herzogs, welcher sich stumm, mit jenem starken, furchtbaren Schmerz über seinen Sohn beugte, den nur harte Seelen, die einmal im Leben lieben, erfahren und verstehen können, begannen zwei Aerzte die Untersuchung. Da plötzlich ertönte ein Schrei — ein langer, furchtbarer, entsetzlicher Schrei, und dem Arzt entfiel das Instrument, als er, auffahrend, eine leichte, zarte, halb unbekleidete Frauengestalt, umgossen von der Glorie aufgelös'ter blonder Haare, erblickte, welche sich unaufhaltsam auf den blutenden Körper stürzte.

Die Anwesenden bebten zurück, ohne den Muth zu haben, dem Beginnen dieses rasenden Schmerzes Einhalt zu thun. So erhaben, so überwältigend ist die Verzweiflung eines Menschen, wo sie auf die Spitze getrieben wird, daß sie auch die Zunge des Spötters lähmen, auch die eisige Gleichgültigkeit des eingefleischten Egoisten schmelzen, auch die Raisonnements der ruhigen Vernunft verstummen macht. Die Anwesenden standen unbeweglich; der Herzog faltete die Hände und betete, sich selber unbewußt, daß dies Alexiens letzter Augenblick sein möge. Es war eine Scene für jenes klassische Wehegeschrei, welches uns in den antiken Tragödieen die Haut schaudern macht. — Der Arzt raffte sich endlich zusammen; er dachte an seine Pflicht — er richtete die Unglückliche mit einer schnellen Bewegung von ihrem blutigen Lager auf; aber indem er einen Blick auf dieses bleiche, zarte, kühngezeichnete Antlitz warf, in welchem das blaue Auge brechen wollte, ließ er die Hände sinken und überließ die Uebrigen der unfehlbaren Ueberzeugung, daß einer der schönsten Geister vernichtet sei. Alexia war wahnsinnig geworden.

Kapitel VI.

„You are a spirit, I know. Where did you die?"
Shakespeare.

„Seul à mon aurore, seul à mon couchant,
je suis seul encore ici."
de Staël.

Des Herzogs anfängliche Vermuthung bestätigte sich nicht: St. Felix's Wunde war gefährlich, aber nicht tödtlich, und durch die unglaublichste Sorgfalt wurden ihm Leben und Kräfte zurückgegeben. Durch die Umstände gedrängt, verließ der Herzog mit dem Wunsche, ihm seinen Sohn so bald als möglich nachzusenden, London am fünften Tage nach der Katastrophe und nahm Alerien, deren Wahnsinn er so gut verheimlichte, als es thunlich war, mit sich nach Frankreich. Er hatte St. Felix nichts von ihrer Anwesenheit, weniger noch von der gräßlichen Katastrophe ihres Schicksals gesagt; ein Wort davon würde hinreichend gewesen sein, ihn zu tödten; der Herzog war froh, als er mit ihr der englischen Hauptstadt den Rücken wandte.

Er brachte sie nach Paris, ohne daß Jemand bemerkt hatte, in welchem Zustande sie sich befinde. Sie hatte jenen stillen, tiefen Irrsinn, welcher sich einzig durch gänzliche Concentrirung auf sich selbst bekundet; sie sprach wenig und ras'te nie; aber sie hörte auf nichts und schien nichts von dem zu verstehen, was um sie her vorging, während das immer wechselnde und selbst im Wahnsinn noch reizende Spiel ihrer Züge bezeugte, daß ihr Geist fortwährend arbeite. Der Herzog, den diese letzten Tage zum alten Manne gemacht hatten, brachte sie nach Charenton. Die Hoffnung, daß sie geheilt werden könne, war die einzige, welche ihm die Gegenwart erträglich machte. St. Felix kam endlich nach Paris. Das traurige Geheimniß war nicht verrathen worden; er ahnte nichts; er forderte von seinem Vater seine Frau — dann seinen Rath und Beistand, um sie wiederzufinden. Der Herzog war Diplomat selbst in seinem tiefsten Seelenschmerz; er hatte über St. Felix's Zukunft nachgedacht und vollführte mit seinem psychologischen Scharfblicke einen Meisterstreich. Er sagte ihm, daß Alexiens Schicksal ihnen wahrscheinlich nicht dunkler sei, als ihr das St. Felix's. Vielleicht, sagte er, sucht sie Dich, so wie Du sie; vielleicht ist sie irgendwo gefesselt und wartet nur auf Dein Erscheinen, um Dir ein Zeichen geben zu kön-

nen. Du hast seit Jahren geschwiegen; Niemand weiß, wo Du Dich aufhältst. Versuche es — reise noch einmal als Künstler; vielleicht begünstigt Dich das Glück, wo mich alle gesetzlichen Mittel im Stiche gelassen haben. Es ist eine schwankende, eine unsichere Hoffnung; aber es ist doch eine.

St. Felix willigte ein; er verließ Paris, und noch einmal flog sein Ruhm auf den Schwingen einer neuen Morgenröthe durch die Welt. Was er seitdem gelitten und durchlebt, das Alles hatte dieser glühende Genius zu künstlerischen Gestaltungen verschmolzen. Alle Titanengedanken seines großen Geistes — alle Leidenschaften seiner ringenden Riesennatur, alle Liebesträume seiner überfluthenden Seele — die Schwelgerei des Grams, diese Seufzer, welche er einer sterbenden Blüthe abgelauscht — die Wehmuth einer zur Erinnerung verklärten Wollust, — Alles das warf er der Welt mit der schmerzlichen Herausforderung zu, ihn zu begreifen, und weinte bei den Ausbrüchen ihrer anbetenden Bewunderung, weil er die Einzige nicht wiederfinden konnte, die ihn ganz begriffen hatte. Der Herzog hatte seinen Zweck erreicht, ihn der Kunst und der Welt zurückzugeben; aber er täuschte sich, indem er hoffte, daß ohne die Eine, unter deren Auge dieser flammende Vulkan zu einem Paradiese voll Seligkeit

erblüht war, jemals wieder ein Schimmer von Frühlingssonnenschein in das ausgebrannte Innere dringen könne. St. Felix hatte Alexien mit der Leidenschaft geliebt, für welche aus dem ganzen metaphorischen Schatze, den die Dichter aller Zeiten zu den Füßen der Musen niedergelegt haben, kein Bild mir passen will; und wenn er nach dem Verlaufe von zwei Jahren langsam zu der endlichen Ueberzeugung gelangte, daß er sie für immer verloren habe, so geschah es mit der tiefen, ewigen Bitterkeit, mit der stummen Verachtung des Lebens, in welcher das Eine allein noch wünschenswerth erscheint, als Sieger aus dem Kampfe mit dem eignen Gigantenschmerz zu scheiden. Zu sterben wäre Thorheit gewesen; er wollte leben, wie er mit ihr gelebt haben würde; ein edles, zu einer Apotheose der Kunst gestaltetes Leben voll Größe und Arbeit. Er war der Triumphe des Concertsaals überdrüssig; sein übersättigter Ehrgeiz bedurfte ihrer nicht mehr. Er wäre gern nach Italien gegangen, um dort zu bleiben; seine Sehnsucht zog ihn nach Venedig; aber sein Vater fesselte ihn an Paris; von seinem Vater wollte und durfte er sich nicht trennen. Möglich, daß derselbe, bei der Wandelbarkeit politischer Zustände, vom Schauplatze abträte, noch ehe er entbehrlich würde. Der Herzog war gebeugt, und manche Zweifel waren

in letzter Zeit in Bezug auf die Tendenzen, die er während seines Lebens verfolgt hatte, über seine Seele gekommen; er wollte nicht gestürzt werden, weder von seinen Feinden, noch von der Stimmung der Zeit; er wollte sich freiwillig für immer in die Ruhe des Privatlebens zurückziehen. Er hatte es seinem Sohne geschrieben und ihn gebeten, zu ihm zurückzukehren. St. Felix's Antwort konnte nicht zweifelhaft sein. Er war in Deutschland, als er den Entschluß faßte, zu seinem Vater zu gehen, und war daran, ihn auszuführen, als er durch einen Brief zu einer Novize eines unweit Wiens gelegenen Nonnenklosters beschieden ward, die, wie es in dem Briefe hieß, eine Bitte an ihn zu richten habe. St. Felix eilte, dieser Aufforderung Folge zu leisten; er zauderte nie, wenn sich ihm Gelegenheit bot, einen Schlüssel zur Lösung seines eigenen Lebensräthsels zu finden; überdies nahm für ihn jedes Geheimniß von fern die Gestalt einer Hoffnung an. Konnte es Alexia sein? — Er begab sich in das Kloster. In der Novize, die ihm entgegentrat, erkannte er eine Person, welche er unter dem Schleier am wenigsten gesucht haben würde — die Fürstin Romana Jaraczewska. Eines aufregenden Lebens müde, hatte sie sich, nachdem ihre besten Hoffnungen mit ihrem Sohn gestorben waren und sie ihre schuld-

lose Tochter ihrem Gatten und somit dem Glück zurückgegeben hatte, mit ihren besseren Gefühlen in einer der allgemeinen Freistätten müder Seelen gerettet. Der Zufall, daß St. Felix's neuerstrahlender Ruhm auch durch die Mauern ihres Klosters drang, hatte ihr Gelegenheit gegeben, den Gegenstand ihrer letzten Leidenschaft noch einmal wiederzusehen. Trotz der Würde, mit der sie ihn empfing, hörte man ein leises Schwanken in ihrer Stimme; vielleicht zitterte sie noch heute, dem verachtenden Blicke zu begegnen, der sie in den Zeiten ihres Glanzes so oft zu Boden geschmettert hatte. Meine Bitte, sagte sie nach einigen einleitenden Redensarten, betrifft meine Schwester Mariane. Nach so vielen Leiden ist, was man früher von ihr gelogen hat, zur Wahrheit geworden; sie ist in Tiefsinn versunken; ich habe sie, noch ehe ich in's Kloster ging, nach Charenton gebracht. Man schreibt mir, daß alle ihre fixen Idee'n sich um Ihren Namen drehen; sie verlangt oft, Sie zu sehen; man hofft von Ihrem Anblick eine möglicherweise wohlthätige Wirkung auf ihren zerrütteten Geist. Ich möchte Sie bitten, sich, im Falle Sie nach Frankreich zurückkehren sollten, einmal nach Charenton zu begeben, jedoch ohne Wissen des Herzogs, Ihres Vaters, welcher es Ihnen schwerlich gestatten würde. Wollen Sie versprechen?

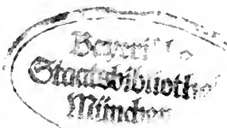
St. Felix versprach es; er versuchte nicht, seine Erschütterung zu verbergen. Er reis'te nach Paris und begab sich nach Charenton, ehe er seinen Vater aufsuchte. Er nannte sich, zeigte ein Billet der Fürstin Jaraczewska vor und wurde in den großen Versammlungssaal geführt. Es war Sommer und ein schöner Tag; die meisten der Kranken waren im Garten. Ein großes, schönes Piano stand vor einem mit Blumen umzogenen Fenster; an diesem, sagte der Mann, der St. Felix hereingeführt hatte, pflegte eine junge Wahnsinnige fast alle ihre Tage zu verträumen. Es dauerte lange, ehe der nach Marianen Abgesandte zurückkehrte; St. Felix setzte sich auf das vor dem Piano befindliche Tabouret und ließ seine Hände ein Paar Mal über die Tasten gleiten. Er wußte selbst nicht wie — aber es ward ihm so weh — so schmerzlich — so sehnsüchtig; er vertiefte sich; unter seinen Fingern erklangen alle seine frühesten, bekanntesten Melodieen; er merkte nicht, daß eine Thür sich öffnete, daß ein leichter, hastiger, wankender Schritt sich näherte. — Er erwachte aus seiner wundersamen Träumerei erst, als er einen unbeschreiblichen Schrei hörte — als er sich von zwei Armen krampfhaft umfaßt und sein Haupt an ein Herz gedrückt fühlte, wo es nicht zum ersten Male ruhte. St. Felix sprang auf; er glaubte im ersten

Augenblick selbst wahnsinnig zu werden — o Himmel und Erde! — es war Alexia — es war keine Täuschung möglich. St. Felix sank bewußtlos zusammen; Alexia warf sich über ihn und bedeckte sein Gesicht mit glühenden Küssen. Ich bin Dir treu gewesen! murmelte sie; ich wußte wohl, daß meine Liebe Dich aus dem Grabe zurückrufen würde. St. Felix hörte nichts. Unterdessen hatte sich der Saal gefüllt; die Aerzte und Aufseher standen wie angekettet von Erstaunen und Entsetzen. In ihrem stillen, unschädlichen Wahnsinn hatte man Alexien kaum beaufsichtigt und sie in Allem gewähren lassen; dieser Ausbruch ließ Alles hoffen und fürchten. Man versuchte, sie von St. Felix wegzubringen, aber beim leisesten Versuche drohte sie in Raserei zu verfallen. Man schickte nach dem Herzoge; er ließ Beide nach Paris in seinen Palast bringen; zwei Aerzte folgten ihnen. Man versuchte auf's Neue, Beide zu trennen; aber vergebens. So vergingen mehrere Tage; des Herzogs Haar war weiß, als sie vorüber waren.

Man hatte Anfangs gehofft, daß diese Katastrophe Alexien heilen würde; aber die Erschütterung war zu furchtbar gewesen, als daß sie dieselbe hätte aushalten können. Sie starb nach wenigen Tagen in St. Felix's Armen; sie erkaltete in einem glühenden Liebestraum

und ihre Lippen schlossen sich in einem Kusse. Der Herzog überlebte sie nicht lange, und St. Felix — sinnlos auf Monate — war auf der Welt allein. Lassen wir es hiermit genug sein; nehmen wir hier Abschied von den beiden leuchtenden Irrsternen dieses Lebensbildes! Weihen wir einen Gedanken der Theilnahme dem, welcher einsam von Wolken umflort, am Himmel bleibt — und eine Thräne dem, welcher — glücklicher als der erste — in die Nacht hinuntersinkt, wie eine Sternschnuppe, eine dieser leuchtenden Thränen, welche der Himmel in heitern Augustnächten zu weinen pflegt. — Es giebt einen lieblichen Aberglauben, daß wenn ein Sterblicher im Augenblicke eines solchen Sternfalles einen Wunsch ausspricht, derselbe erfüllt werde. Möge mir ein solcher beim Hinuntersinken meines Sterns vergönnt werden — er heißt Nachsicht für den Erzähler dieser Geschichte wilder Schmerzen — Nachsicht, freundlicher Leser, mit seinen Fehlern, wenn Du unter all' den Skizzen, welche er Dir vorgeführt hat, nur eine findest, welche die Bürgschaft besserer Leistungen für die Zukunft in sich trägt.

E n d e.



Schnellpressendruck von Julius Köhler in Görlitz.



